

Beschreibungen und Gemälde.

Beschreibung der Todtengerichte der alten
Ägyptier, der Pyramiden, des See's Möris
und des Labyrinth's *).

Die große Achtung, welche die Ägypter den Überbleibseln ihrer verstorbenen Freunde zollen, entspringt aus der Überzeugung, daß die Seele nach ihrer Trennung von dem Körper fortdauert: eine Meinung, welche so allgemein unter allen Na-

*) S. atheniensische Briefe, 1. Theil; aus dem Englischen übersetzt von Fr. Jakobs. Der Schreiber des gegenwärtigen Briefes ist ein Perser. Diese Sammlung von Briefen, sagt der deutsche Übersetzer in seiner Vorrede, ist das Werk einer Gesellschaft von Freunden, die sich in den Jahren 1739 und 1740 zu Cambridge zusammen fanden, und das Studium der alten Literatur mit wahrer Liebe und seltenem Eifer betrieben. Da es ihnen, außer einer gründlichen Untersuchung der Sachen, zugleich auch um die Ausbildung ihres Geschmacks und ihrer Talente zu thun war, so wählten sie eine Form, die zu beydem Gelegenheit gab. Sie erdichteten, daß, bey dem Anfange des peloponnesischen Krieges, ein geheimer Abgeordneter des Königs von Persien nach Athen kam, um die Bewegungen der griechischen Staaten, und vorzüglich der athenischen, zu beobachten; daß dieser seine Bemerkungen den Ministern des Königs und einigen Freunden mittheilt, welche ihn ihrer Seits mit den Vorfällen des Hofes, und dem religiösen, sittlichen und politischen Zustande des Morgenlandes bekannt machen. Diese gegenseitigen Mittheilungen bilden zusammen ein Gemälde der Geschichte, Sitten, Wissenschaften und Künste der alten Welt. Abbe Barthelemy, der Verfasser der Reisen des jüngern Anacharsis, ertheilte selbst diesem Werke in einem Briefe an Mylord Dover ein sehr ehrenvolles Zeugniß.

tionen der Welt herrscht, daß man wohl mehr Grund hat, zu glauben, daß sie der menschlichen Seele aus einem Bewußtseyn ihrer Unsterblichkeit anhänge, als daß sie zuerst von den Aegyptern entdeckt, und durch sie andern Völkern mitgetheilt worden sey. Dem sey indeß wie immer, so waren sie doch ohne Zweifel die Ersten, die diese Lehre der Fassungskraft des großen Haufens gemäß einkleideten. Sie gab Veranlassung zu den abergläubischen Vorstellungen bey ihren Leichenbegängnissen, die in der Nähe von Memphis, auf einem großen Felde begangen werden, welches zu diesem Zwecke abgesondert worden ist, und das Gebieth der Todten heißt. Es besteht aus einigen großen und schönen Wiesen, welche dicht mit Lotus und Rohr eingefaßt und von vielen kleinen, aus dem Nil abgeleiteten Bächen durchwässert sind. Aber die Todten werden zu diesem Plage nicht zugelassen oder als zugelassen gedacht, bis ein feyerliches Gericht über sie gehalten worden ist, zu welchem sie über den großen See Acherusia auf einem großen Nachen geführt werden. Ehe der Sarg wieder an Bord desselben gebracht worden ist, hat jedermann das Recht, den Todten anzuklagen, und wenn man beweisen kann, daß er ein sträfliches Leben geführt hat, so sprechen die Richter das Urtheil über ihn aus, und die Ehre des Begräbnißes wird seinem Leichnam versagt. Wenn sich kein Ankläger findet, oder wenn bewiesen wird, daß die Anklage falsch sey, so legen alle Verwandten des Verstorbenen die Trauer ab, rühmen und preisen dessen Tugenden, und rufen die unterirdischen Gottheiten an, ihn in die Gesellschaft der Gerechten aufzunehmen.

Auf der einen Seite des See's ist ein Tempel der unterirdischen Hekate, und die Thore des Kozytus und der Lethe sind mit ehernen Niegeln verwahrt; auf der andern Seite liegen die lachenden Inseln und die vorhin erwähnten Wiesen, wo die Freugesprochenen begraben werden können, wenn ihre Freunde es fordern; aber dieß mag nun geschehen oder nicht, so stellen sie den Zustand der Ruhe und Glückseligkeit vor, zu welchem solche Menschen in die Amenthes oder die unsichtbaren

Gegenden der abgeschiedenen Seelen aufgenommen werden *). Hier, glaubt man, befinden sich die Rechtshaffenen in einem Zustande der Ruhe und Sorglosigkeit. Aber nicht eher, als bis sie die ganze bestimmte Reihe von Zuständen durchwandert haben und noch Einmahl in den menschlichen Körper zurück gekehrt sind, von dem sie sich zum zweyten Mahl trennen müssen, gelangen sie zur Glückseligkeit, wenn sie nämlich in ihrem zweyten Leben eben so tugendhaft als in dem ersten gehandelt haben. Indessen hat man Grund zu glauben **), daß die Meinung von der Wanderung der Seele durch verschiedene Körper eine spätere Verschönerung der ägyptischen Philosophie ist, und es ist zu vermuthen, daß die ältere Lehre nichts anders war, als die Lehre von einer Wiederkehr in den menschlichen Körper bey der großen Revolution der Welt.

* * *

Die drey großen Pyramiden zwischen Memphis und Arsinde, stehen auf der Höhe eines felsigen Hügels, welcher sich sanft über die Ebene bey Memphis erhebt. Jede Seite der größten Pyramide hält gegen 700 griechische Fuß in der Länge; die Seiten erheben sich reihenweise, gleich Stufen, von dem Fuße bis zur Spitze. Die Höhe ist beynähe der Grundfläche gleich. Durch einen geheimen Canal dringt der Fluß in ein unterirdisches Gewölbe ein, welches sich unterhalb derselben befindet. In der Mitte derselben ist ein, rund umher von Wasser umgebenes Grab, welches für den Leichnam des Königs, der diese Pyramide endigte, bestimmt war. Von den Ufern des Nils bis zu der Höhe des Hügels, auf welchem die Pyramide liegt, führt ein breiter Weg, der an einigen Stellen mit Granitmarmor gepflastert ist. Ungefähr einen Bogenschuß von dieser Pyramide, liegt südlich eine andere, welche jener

*) Mit der Unsterblichkeit der Seele verband die Religion der Ägypter die Wanderung derselben durch verschiedene Körper.

**) Ich habe nur hier und da eine kleine Wortveränderung nöthig erachtet, um den Ton der Beschreibung durch die Briefform nicht zu verlegen.

an Größe zunächst kommt, aber doch noch um vieles nachsteht. Sie ist weder so hoch und breit, noch sind die Steine, aus denen sie besteht, von einer solchen Größe. Sie ist auch nicht, wie jene, stufenweise erbaut, sondern die Seiten sind von dem Fuße bis an den Gipfel vollkommen glatt. Gegen Mitternacht und Abend ist sie von einer Reihe von Zellen umgeben, die, wie ein regelmäßiges Gebäude, in den harten Felsen eingehauen sind. Auf der westlichen Seite der größten Pyramide liegt ein großes Gebäude von Basalt*), aus welchem, eben so wie aus den Zellen, welche die zweyte umgeben, geheime Gänge nach beyden führen, durch die aber nur die Priester und die Eingeweihten gehen dürfen. Südöstlich steht der berühmte Sphinx, eine kolossalische Bildsäule, die in der Länge 143, in der Höhe 62 Fuß hat; der Umfang des Kopfes beträgt 102 Fuß. Ohne Zweifel ist er hier errichtet worden, um die Zeit der Überschwemmung zu bezeichnen. Die dritte Pyramide steht von der zweyten etwa ein Stadium weit entfernt. Sie liegt auf einer Erhöhung, so daß sie in einiger Entfernung der zweyten gleich zu seyn scheint, obschon in der That das ganze Gebäude beträchtlich kleiner ist. In Rücksicht auf die Schönheit der Bauart und des Marmors übertrifft sie beyde. Ganz nahe dabey, an der östlichen Seite, liegt ein anderes Gebäude von einem schwärzlichen Steine, der dem thebanischen Marmor gleicht. In der Ferne sahen wir, nach Süden zu, noch einige andere Pyramiden, die in einer wüsten Gegend an den Gränzen von Lybien zerstreut liegen.

* * *

Der große See Mōris wurde in der Absicht gegraben, das Wasser des Nils bey der jährlichen Überschwemmung im Gleichgewichte zu erhalten. Zwischen dem Flusse und dem See ist ein großer Canal, 80 Stadien lang und 300 Fuß breit, durch welchen das überflüssige Wasser abgeleitet werden kann, wenn es zu einer übermäßigen Höhe steigt; so wie die Öffnung

*) Eine Steinart, die sich wie Eisen schmelzen läßt.

der andern Schleußen des Sees dazu dienen kann, das Land weit umher mit Wasser zu versehen, wenn der Fluß niedrig ist. So kostspielig das Öffnen und Verschließen der Canäle ist, so hat doch diese Einrichtung für Egypten die größte Wichtigkeit. Mitten in dem See legte der König einen Platz zu seinem Begräbniß an, und errichtete auf demselben zwey herrliche Pyramiden, die eine für sich, die andere für seine Gemahlinn. Auf der Spitze einer jeden errichtete er einen marmornen Koloß, der auf einem Throne sitzt. Diese Pyramiden sind von ihrem Grunde an bis zu ihrer Spitze hundert Faden hoch; die eine Hälfte ragt über das Wasser empor, die andere ist unter der Erde verborgen. Der See ist also an einigen Stellen 300 Fuß tief, ob er gleich, wie Herodot versichert, bloß ein Werk der Kunst war. Sein Umfang beläuft sich auf 3900 Stadien. Er liegt ungefähr eine Strecke von 600 Stadien über Memphis hinaus. Wir setzten in einem Nachen über den See nach dem Labyrinth über. Dieses Gebäude ist in seiner Art das bewundernswürdigste in der ganzen Welt, von welchem Dädalus das Modell zu dem berühmten Labyrinth in Kreta nahm. Die unterirdischen Gemächer sind alle durch Kunst in den Felsen gehauen, welches unglaublich scheinen könnte, wenn der ganze Felsen nicht aus Sandstein bestände, der auch zur Erhaltung der hier beygesetzten Leichname beyträgt. In diesen bewundernswürdigen Gemächern werden die G a b a r e s oder Mumien von den zwölf Königen, die das Labyrinth erbaut haben, nebst den Überbleibseln von Krokodillen und andern heiligen Thieren aufbewahrt. Sie werden hier mit großer Kunst einbalsamirt und in Nischen aufgestellt. An der Ecke, wo das Labyrinth endigt, erhebt sich eine Pyramide von 240 Fuß Höhe, auf einer Basis von derselben Länge. An ihren Seiten sind kolossalische Figuren von Thieren eingegraben. Der Eingang in dieselbe führt unter der Erde weg.

Beschreibung von Korinth*).

Wir sind seit einigen Tagen in Korinth, einer der reichsten, schönsten und größten Städte von Griechenland. Ihre Lage ist außerordentlich. Sie erhebt sich auf dem Isthmus, der, in einer Breite von 40 Stadien, den Peloponnes mit dem übrigen Griechenlande vereinigt, und zwischen dem saronischen und korinthischen Meerbusen liegt, von denen jener durch das ägäische, dieser durch das ionische Meer gebildet wird. An jedem derselben haben die Korinther einen Hafen, deren einer Lechäum, der andere Kenchreä heißt. Der letztere ist der ansehnlichste. Hier steht ein Tempel des Neptun, wo die Statuen der Sieger in den isthmischen Spielen errichtet sind; ein Stadium und ein Theater. Man nähert sich der Stadt auf einem sehr angenehmen Zugange, durch einen Hain von Cypressen. Sie hat eine Menge von schönen Gebäuden, und einen großen Reichtum von Gemälden und Bildsäulen, die von den besten Meistern gearbeitet sind; denn Korinth ist unter andern auch wegen der großen Architekten, Mahler und Bildhauer berühmte, die es hervor gebracht hat. — —

Den Markt umringen mehrere öffentliche Gebäude. In der Mitte desselben erhebt sich die Bildsäule der Minerva auf einem Fußgestelle, in welches die Musen eingegraben sind. Nicht weit davon ist eine Wasserleitung, mit einem ehernen Neptun geschmückt. Zu den Füßen des Gottes liegt ein Delphin, aus dessen Rachen das Wasser hervor strömt. Auf jeder Seite steigen prächtige Tempel der Venus, des Glücks, und ein dritter, welcher allen Göttern geweiht ist, empor. Aus dem Fuße eines schroffen Berges, welcher Akrokorinthos heißt, strömt die Quelle Pirene hervor. Sie führt ihren Namen von der Nymphe Pirene, welche den Tod ihrer Tochter, die zufälliger Weise auf der Jagd von der Diana getödtet worden war, mit so vielen Thränen beweinte, daß sie in eine Quelle verwandelt wurde. Man schätzt dieses Wasser wegen der Süßig-

*) Aus eben demselben Werke.

keit seines Geschmacks. Weißer Marmor umgibt die Quelle, die noch überdies mit einer Bildsäule des Apollo und einem Basrelief, welches den Kampf des Ulysses mit den Frejern vorstellt, geschmückt ist.

Die Citadelle ist auf dem Gipfel des Akrokorinths erbaut, und man hält sie wegen ihrer Lage und dessen, was die Kunst zur Befestigung derselben gethan hat, für unbeswinglich. —

Korinth hat mehrere herrliche Bäder, unter denen sich das Bad des Neptun auszeichnet. Hier stehen im Eingange zwey Bildsäulen, eine des Neptun selbst, der sich an einen Anker lehnt, und eine Diana in Jagdkleidung.

Die zahlreichen Wasserleitungen und Springbrunnen verbreiten auch in der größten Sommerhitze eine angenehme Kühlung in dieser Stadt. Die eine derselben, welche die Quelle von Lerna heißt, ist mit Reihen schattiger Bäume und mit marmornen Säulengängen umgeben, wo rund herum mit Teppichen bedeckte Sitze angebracht sind. Da hier das Gymnasium und das Musik-Theater ganz in der Nähe ist, so ist dieser Spaziergang einer der besuchtesten in Korinth.

Beschreibung einer unterirdischen Höhle bey Korybus in Pamphilien*).

Diese Grotte, ein Wunder der Natur, verdient eine besondere Beschreibung. Der Eingang ist auf der Meeresseite, ein weit offenes Gewölbe, worin man, überall gedeckt, eine Strecke von zehn Stadien längs einer jähren Seitenwand heraus steigt. Am Ende dieses Ganges öffnet sich oben der Himmel, unten ein großes Amphitheater von lieblichem Grün, welches, durch den Schmelz der sammentenen und goldgestreiften Safranblumen erhoben, rund umher stufenweise von den schönsten Bäumen umkränzt wird. Ein süßer Schauer durch-

*) Aus Sallust's römischer Geschichte nach De Brosses von J. Ch. Schlüter. 2. Bd.

dringt den einsamen Wanderer bey diesem Anblick; und nur mit Mühe reißt er sich von demselben los, um in die Tiefe des Thales hinab zu steigen, wo ein einziger schmaler Fußpfad, der anderthalb Meilen lang ist, ihn mitten durch ein kühles Schattengebüsch führt, in welchem hundert prächtige Wasserfälle ihn umrauschen. Alle diese Gewässer vereinigen sich ganz unten, am Eingange einer zweyten Grotte, worunter sie herlaufen. Beym Eintritt in dieselbe wird man durch einen Ton überrascht, der, ob er gleich gewisser Maßen harmonisch, und dem Getöse einer unendlichen Menge Zimbeln ähnlich ist, anfangs eine Art von Schrecken erregt. Er entsteht von dem Geräusch der zwischen den unterirdischen Felsen durchbrausenden Wasserfluthen, welches, indem es pfeifend durch einige Spalten dringt, von den Gewölben und Höhlungen zurück schallt. So wie man in der Höhle weiter voran geht, wird sie niedriger und dunkler. Ungefähr mitten in derselben springen die Quellen wieder hervor, und bilden einen großen Fluß, dessen Wasser etwas salzig ist; er strömt reißenden Lauf's in einen nicht langen Canal, an dessen Ende er sich von Neuem verliert. Weiter zu gehn ist nicht wohl möglich, ohne mit äußerster Gefahr zwischen den dunkeln Felsen fortzukriechen. Die, welche sich weiter gewagt haben, haben eine Art von Saal gefunden, der von oben her ein wenig erleuchtet ist, hinter demselben eine dritte niedrigere Höhle, enge und ganz finster, aus deren Boden ein giftiger Dunst aufsteigt, wovon Thiere in einem Augenblicke sterben.

Die Eisgletscher*).

Im Norden Italiens stellen sich die Alpen dar, von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe, weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, ungefähr 2500 Klafter hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder das Schreckhorn erstiegen

*) Aus Joh. Müllers Geschichte der Schweiz.

hätte. Man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch in den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trogt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kalten Höhen des Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten Tagereisen weit gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, Höhlen, Thäler füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bey dem Schimmer westalter Flammen die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen. Aber das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufes der Natur.

Beschreibung des Ätna *).

Wir verließen Nicolosi, und kamen nach einem beschwerlichen Wege von anderthalb Stunden über wüste liegende Lava und Asche an die Gränze der waldigen Gegend oder der gemä-

*) Aus Brydone's Reise durch Sicilien. Man theilt den Ätna in drey Regionen ab; die erste heißt die angebaute; sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt, und wird von Lavahügeln gebildet; die zweyte die Waldgegend; die dritte, die wüste oder nackte Gegend, ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt.

sigten Zone. Sobald wir in diesen angenehmen Waldungen anlangten, glaubten wir in einer ganz andern Welt zu seyn. Die zuvor heiße und schwüle Luft war nun kühl und erfrischend, und jedes Lüftchen war mit tausend Wohlgerüchen beladen, weil der ganze Boden mit den vortrefflichsten aromatischen Pflanzen bedeckt war. Verschiedene Theile dieser Region sind wirklich himmlisch schön; und wenn der Atna von innen der Hölle gleicht, so kann man mit eben dem Rechte sagen, daß er von außen einem Paradiese ähnlich sey. Gewiß ist es eine merkwürdige Sache, daß sich an diesem Gebirge die schönsten und die schrecklichsten, kurz, die entgegen gesetztesten und unähnlichsten Dinge in der Natur vereinigen. Hier ist ein Schlund, der ehemals Feuerströme, Rauch und Asche ausspie, recht üppig mit den schönsten Pflanzen und Gewächsen geschmückt, und aus einem Gegenstande des Schreckens zu einem Gegenstande des Vergnügens geworden. Hier sammelt man die wohlschmeckendsten Früchte von einem, noch vor Kurzem schwarzen und wüsten Felsen ein. Hier ist der Boden mit allen Arten von Blumen bedeckt, und man wandert über alle diese Schönheiten und betrachtet die höchst anmuthige Wildniß, ohne zu bedenken, daß die Hölle mit allen ihren Schrecken unmittelbar unter unsern Füßen ist, und daß vielleicht nur wenige Ellen tief unter uns Seen von fließendem Feuer brausen. Doch unser Erstaunen wurde noch größer, da wir unsere Augen auf die höhern Gegenden des Atna richteten. Da sieht man die zwey Elemente, die stets mit einander im Kriege sind, auf immer vereinigt, einen unermesslichen Feuerschlund mitten im Schnee, den er nicht zu schmelzen vermag, und ungeheure Schnee- und Eisgebilde rund um diesen Schlund her, den sie nie auszulöschen vermögend sind. —

Wir hatten nur noch ungefähr 900 Fuß bis zur höchsten Spitze des Berges, wo wir noch zeitig genug ankamen, das wunderbarste und prächtigste Schauspiel der Natur zu sehen. Doch hier muß jede Beschreibung unvollkommen bleiben: denn keine menschliche Einbildungskraft hat es wohl je gewagt, sich ein Bild von einer so herrlichen und prächtigen Scene zu den-

ken, noch gibt es auf der Oberfläche unsers Erdballes einen Punct, der so viele erhabene Gegenstände vereinigte. Diese erstaunliche Höhe über der Fläche der Erde, die sich hier gleichsam in einen einzigen Punct zusammen zieht, ohne einen andern benachbarten Berg, auf welchem Auge und Einbildungskraft auf ihrer Reise in die Welt hinüber hätten ausruhen, und sich von ihrem Erstaunen erhohlen können; diese Spitze, die sich vom Rande eines bodenlosen Schlundes erhebt, der so alt als die Welt ist, und oft Feuerströme und brennende Felsen mit einem — die ganze Insel erschütternden Donnern auswirft; — und endlich von dieser Spitze die unumschränkste Aussicht auf die verschiedensten und schönsten Scenen in der Natur; sammt der aufgehenden Sonne, die nach Osten eilet, um diesen wunderbaren Schauplatz zu erleuchten: welche Gegenstände! Die ganze Atmosphäre entzündete sich nach und nach, und zeigte uns, doch nur schwach, die gränzenlose Aussicht um uns her. See und Land sahen noch finster und verworren aus, als ob sie erst aus ihrem ursprünglichen Chaos hervor kämen; Licht und Finsterniß schienen noch nicht geschieden, bis endlich der Morgen anbrach, und die große Scheidung vollbrachte. Die Sterne verloschen, die Schatten verschwanden, die Wälder, welche finstere Abgründe geschienen hatten, von welchen kein Strahl zurück kam, um uns ihre Gestalt und Farbe zu zeigen, stellten sich uns als eine neue Schöpfung dar, die von einem Augenblicke zum andern immer lebendiger und schöner ward. Die Scene erweiterte sich immer, der Horizont dehnte sich von allen Seiten aus, bis die Sonne, gleich dem großen Schöpfer, in Osten erschien, und mit ihren belebenden Strahlen das erhabene Schauspiel vollendete. Alles schien ein Zauber zu seyn, und wir konnten kaum glauben, daß wir noch auf Erden wären. Unsere, an solche Gegenstände nicht gewohnten Sinne waren betäubt und verwirrt, und erst nach einiger Zeit fanden wir uns vermögend, sie von einander zu unterscheiden und davon zu urtheilen. Zwischen uns und der Sonne, die aus dem Meere zu steigen schien, lagen unermessliche Flächen See und Land;

die liparischen, panorischen, alicudischen Inseln und Strombolo und Volcano, lagen mit ihren rauchenden Gipfeln unter unsern Füßen; auf ganz Sicilien sahen wir wie auf eine Landkarte hinab, und konnten jeden Fluß in allen seinen Krümmungen von seiner Quelle an bis zur Mündung verfolgen. Kurz, die Aussicht ist auf allen Seiten gränzenlos; kein einziger Gegenstand im ganzen Gesichtskreise, der sie unterbrechen könnte; das Auge verliert sich allenthalben im Unermesslichen, und ich bin versichert, nur die Unvollkommenheit unserer Augen war Schuld daran, daß wir die Küsten von Afrika, ja selbst von Griechenland, nicht entdeckten; denn beyde mußten über unserm Horizonte liegen.

Beschreibung einer Seuche, welche Attika im zweyten Jahre des peloponnesischen Krieges verwüstete *).

War schon das erste Jahr dieses blutigen Krieges für das verwüstete Attika entseßlich, so wurde es nun von dem zweyten in einen Abgrund von Elend gestürzt.

Raum erhob der Frühling sein lächelndes Antlitz über die blüthenlosen, verheerten Gefilde, als die zwey größten Feinde der Menschheit — Schwert und Seuche — von Neuem ein gräßliches Schauspiel begannen. Die Elemente schienen mit Athens Feinden in einen Bund getreten zu seyn, und unsichtbare Mächte das Panier des Todes zu schwingen. Denn nicht genug, daß das ganze peloponnesische Heer wieder sengend und brennend in Attika einfiel — wüthte auch eine unergründliche Krankheit Tausende von Opfern dahin. Körper, die sich noch kaum im Gefühl ihrer Stärke erfreuten, sanken ächzend zur Erde nieder; Wangen, auf welchen noch eben die Rosenblüthen der Gesundheit schimmerten, Augen, aus welchen freudige Lebenskraft hervor leuchtete, erblichen und erstarben. Die

*) S. Perikles der Olympier, eine biographische Darstellung von F. Ch. Kuffner.

geengte, bedrängte Brust stöhnte, und keuchend drängte sich böser Athem hervor. Von Hitze dampfte der Kopf; Augen, Mund und Zunge rötheten sich, wie blutig, von Entzündung. Gräßlicher Schmerz folterte Eingeweide und Glieder. Dunkelroth und schwarzblau schwoll, mit Blasen und Geschwüren bedeckt, das Fleisch von den Knochen empor. Schlaflose, ununterbrochene Fieberhitze mit gräßlichem Fiebertrost durchglühten Mark und Gebein bis zum Wahnsinn, daß die Unglücklichen, nackt und bloß, zu Brunnen und Flüssen eilten, und sich in ihre Fluthen stürzten. Die Straßen waren mit Leichen bedeckt; aber nicht einmahl Raubvögel und reißende Thiere berührten sie, sie flohen sogar das unglückliche Land — und wenn hier und da ein Hund davon genoß, büßte er mit schnellem Tode.

Muth- und besinnungslos gemacht durch die Größe des Elends und der Gefahr, wagte man weder sich selbst, noch Andern thätigen Beystand zu leisten, und so währte das Übel bey jedem, den es ergriff, neun Tage. Er starb in dieser Zeit — und pries sich glücklich; oder das Fieber endete — aber nicht sein Leiden; denn das Gift der Seuche verließ den einmahl ergriffenen Leib nie wieder gänzlich, und das Leben konnte nur durch Verstümmelung des Körpers oder durch Erblöschung der Seele erkaufet werden. Mancher Genesene konnte sein widriges Schicksal nur durch den Verlust seiner Augen, Finger und anderer Glieder versöhnen. Mancher sah sich seines Gedächtnisses beraubt, oder seinen Geist in die Nacht des Blödsinns versenkt, so, daß er selbst den besten Freund nicht mehr zu erkennen vermochte.

Athen glich nun einem weiten Schlacht- und Leichenfelde; Elend und Entsetzen thronten auf den Hügelgräbern sterbender oder scheidender und unbegrabener Körper, womit Häuser, Tempel und Straßen angefüllt waren. So groß aber auch die physische Verheerung dieser Seuche war, so zeigte sich doch die moralische Verderbtheit, ihre Folge noch größer, und Eine Seuche gebärte die andere. Man hatte mit Schauer und Ingrimm die Bemerkung gemacht, daß der Beste wie der Böseste, der Wei-

seste wie der Thörichtste, der frömmste Verehrer der Götter wie der verworfenste Gottesläugner, gleiche Opfer des Unglücks wurden; man entdeckte, daß weder Unschuld noch Herzensgüte, weder Geistesgröße noch Seelenstärke, Rettungsmittel seyen — und der Glaube an die göttliche Vorsehung und Hülfe verschwand aus den Herzen der zweysach Elenden. Man läugnete die feindseligen Götter, die nur würgten oder würgen ließen. Nichts blieb mehr heilig den entadelten Gemüthern, die nun ohne Hoffnung und Furcht waren, weil sie sich ohne Lohn und ohne Strafe glaubten. Der Frevel trat dem — Allen gleich eisernen Schicksal mit eiserner Stirne entgegen, und ungezügelter Sittenlosigkeit beugte vor keinem Verbrechen mehr zurück, wenn es auch nur ein Vergnügen für den Augenblick versprach. Man scheute das allsehende Auge des Himmels nicht mehr — wie viel weniger noch den Anblick beraubter und getödteter Mitbrüder! So wurden die menschlichen Geseze mit Füßen getreten, da man die göttlichen verkannte. Der Verbrecher verhöhnte den Richter, welcher in dem Augenblicke dahin sank, als er über ihn das gerechte Todesurtheil sprach, und der Schuldlose ward zum Schuldigen, weil Unschuld keinen Lohn, Schuld keine Züchtigung zu erwarten hatte.

Beschreibung der Kleidungsstücke der Mamelucken *).

Das Erste, was dazu gehört, ist ein weites Hemd von Leinwand oder dünnem, gelblichen Cotton; darüber wird eine Art Schlafrock von indianischer Leinwand oder leichtem Zeug von Damas oder Alep gezogen. Dieser Rock heißt *Antari*, fällt

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser ägyptischen Miliiz findet man in Volney's Reise nach Syrien und Aegypten, woraus dieses Fragment genommen ist. Ich bemerke hier ein- für allemahl, daß ich bey der Auswahl der aufgenommenen Muster nicht allein auf den innern Werth, sondern auch auf die nothwendige Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit von Gegenständen aller Art bedacht war.

vom Halse bis auf die Knöchel hinunter, und wird vorne über dem Leibe bis an die Hüften über einander geschlagen, wo ihn zwey Schnüre zusammen halten. Ein zweyter Rock, von der nämlichen Form und Weite, bedeckt den ersten, und seine weiten Ärmel gehen bis an die Fingerspitzen vor. Diesen nennt man *Ka f a n*. Gewöhnlich nimmt man einen seidenen, kostbareren Zeug dazu, als bey dem vorigen. Ein langer Gürtel schließt diese beyden Kleider an den Leib an, und theilt den Körper in zwey große Bündel ab. Über diese beyden Kleidungsstücke kommt nun noch ein drittes, das *Dj o u b e* heißt; es ist von Tuch ohne Futter, und hat mit dem vorigen einerley Form, ausgenommen, daß seine Ärmel nur bis an den Ellenbogen reichen. Im Winter und selbst oft im Sommer ist dieser *Dj o u b e* mit Rauchwerk ausgeschlagen, und vertritt alsdann die Stelle eines Pelzes. Endlich werden diese drey Enveloppen noch von der letzten bedeckt, die man die *V e n i s c h e* nennt. Dieß ist der Mantel oder das Kleid, das bey feyerlichen Gelegenheiten getragen wird. Seine Bestimmung ist, den Körper ganz und gar, selbst die Fingerspitzen, zu bedecken, die man, ohne den Wohlstand zu beleidigen, nie in Gegenwart angesehener Personen sehen lassen darf. Unter dieser Venische hat der Körper die Gestalt eines langen Sackes, aus welchem, auf einem nackten Halse, ein Kopf ohne Haare, mit einem Turban bedeckt, hervor ragt. Der Turban, welchen die Mamelucken tragen, wird *K a o u k* genannt, und ist ein gelber Zylinder, den von außen eine künstlich gelegte Rolle von Mouffelin schmückt. Ihre Füße bedeckt eine Art gelblederner Socken, die bis an die Fersen gehen, und Pantoffeln, die man alle Augenblicke von den Füßen verliert. Das sonderbarste Kleidungsstück von allen aber ist eine Art langer Hosen, deren Umfang so groß ist, daß sie bis an's Kinn herauf reichen, und jedes Bein den ganzen Körper reichlich beherbergen könnte. Um das Gemälde zu vollenden, muß man wissen, daß die Mamelucken diese Hosen von einem gewissen venetianischen Zeuge machen, den man *Saille* nennt, und der, ob er gleich eben so wollreich und weich als der Viber ist, doch

an Stärke und Dichteit ein grobes Tuch noch weit übertrifft; und daß sie, um im Gehen nicht so sehr gehindert zu werden, alle herunter hängenden Theile der oben erwähnten Kleider in diese Hosen hinein stecken, und mit einem Gürtel, den sie herauf und herunter schieben können, befestigen. Man findet leicht, daß die Mamelucken, auf diese Art eingewickelt, nicht sehr gut zu Fuße seyn können; was aber noch weit schwerer zu begreifen wird, wenn man nicht den Menschen in verschiedenen Ländern gesehen und beobachtet hat, ist dieses, daß sie ihre Kleidung für sehr bequem halten. Vergebens stellt man ihnen vor, daß sie den Fußgänger am Gehen hindert, und dem Reiter zur Last fällt, und daß dieser, sobald er nicht mehr auf dem Pferde sitzt, sich verloren geben muß; sie antworten immer: Es ist aber der Gebrauch so, und dieser Grund erschöpft Alles.

Waffen der Mamelucken.

Den ersten Platz darunter behauptet ein englischer Carabiner, ungefähr dreyßig Zoll lang, dessen Mündung so weit ist, daß er auf einmahl zehn bis zwölf Kugeln schießt; selbst ohne alle Geschicklichkeit ist seine Wirkung allemahl tödtlich. In ihrem Gürtel tragen sie zweytens ein Paar große Pistolen, die mit einer langen seidenen Schnur an ihrer Kleidung befestiget sind. Am Sattel hängen noch eine Menge Waffen, deren sie sich zum Todtschlagen bedienen; endlich hängt an ihrem linken Schenkel in einem Bandalier ein krummer Säbel, dessen Gattung in Europa wenig bekannt ist. Wenn man seine Klinge in gerader Linie mißt, so ist sie nicht länger als 24 Zoll, mißt man aber die Krümmung, so kommen 30 heraus. Diese Form, die uns seltsam scheint, ist aber nicht ohne triftige Gründe erwählt worden. Die Erfahrung lehrt, daß der Hieb einer geraden Klinge nur einen Fleck trifft, wo sie auffällt, und nur in dem Augenblicke, da er geschieht, verwundet, weil er bloß durch den Schlag schneidet: eine krumme hingegen schneidet fort, wenn sie auch zurück gezogen wird, dringt durch die Bewegung

des Armes immer tiefer ein, und wirkt weit länger fort. Den Barbaren, deren Geist sich vorzüglich mit solchen Mordkünsten beschäftigt, ist diese Bemerkung nicht entgangen; und daher schreibt sich dieser allgemeine, und so alte Gebrauch dieser Art Säbel im Morgenlande. Die gemeinen Mamelucken erhalten die ihrigen aus Constantinopel und Europa; die Begs aber geizen nach Klingen aus Persien und den ehemahligen Fabriken in Damas *), die sie mit 54 Louisd'or bezahlen. Die Eigenschaften, die sie vorzüglich daran schätzen, sind Leichtigkeit, gleiche und hell klingende Härte, das Gewässerte oder sogenannte Damascirte des Eisens, und vorzüglich die feine Schärfe der Schneide. Man muß gestehen, daß man alles dieses in größter Vollkommenheit daran findet; nur haben diese Klingen den Fehler, daß sie leicht springen wie Glas.

Beschreibung eines Gemähltes: Johannes in der Wüste; in Lebensgröße **).

Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bey der Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriss, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß hinauf gezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist; den rechten vor sich hinaus gestreckt, des Körpers andere Stütze: so sitzt Johannes ruhend da, in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zu gewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die, mit dem Quell, der unter seinem Sitze her-

*) Heut zu Tage wird kein Stahl mehr dort verarbeitet. Alle sogenannten Damascener Klingen sind also entweder alt, oder in Europa nachgemacht.

**) Forsters Ansichten vom Niederrhein, erster Theil.

vor strömt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse: sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunct, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Hellsunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. —

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht: dieß ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruhet, doch nur vermitteltst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frey mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner innern Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön sind die Lippen von unentweiheter Reinheit. Mild lächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht: jetzt aber folgen sie dem Zug eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen schwarzerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervor tritt aus dem Schatten der Augenbraune, steht ein Göttergesicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnen Schönheit in hervor strahlender, erhabener Seelenstärke!

Klopstocks Begräbnißfeyer *).

Die gebildeten Zirkel mehrerer Städte des deutschen Vaterlandes haben seinem Genius feyerliche Todtenopfer gebracht.

*) Aus Jördens Vericon deutscher Dichter und Prosaisien. 3. B.

Vorzüglich aber wetteiferten die beyden Städte, Hamburg und Altona, dem ehrwürdigen Todten eine Begräbnißfeyer zu bereiten, wie sie noch keinem Gelehrten in Deutschland zu Theil geworden war, Hamburg, welches der Dichter über dreyßig Jahre mit oft erklärter Vorliebe für die freye, glückliche Verfassung desselben bewohnt hatte, welches von Reisenden aller Art vorzugsweise auch besucht wurde, um Klopstock kennen zu lernen, und Altona, dessen Bürger er gewesen war, und in dessen Schooß seine Gebeine versenkt werden sollten. Mit ihnen verbanden sich unaufgefordert die Stellvertreter deutscher und fremder Nationen, die in Hamburg wohnenden Gesandten und Geschäftsträger Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preussens und Rußlands, um im Nahmen ihrer Staaten dem großen Todten die letzte Ehre mit erweisen zu helfen. Es war der 22. März, der erste Tag des eingetretenen Frühlings, als die Feyer vor sich ging. Gleichsam als ob der Himmel selbst den Dichter der Auferstehung verherrlichen wollte, war dieser Tag ganz ungewöhnlich heiter; kein Wölkchen trübte den Luftkreis. Früh um 10 Uhr versammelte sich in 76 Kutschen vor dem Sterbhause ein langes, ehrwürdiges Trauergefolge. Das am niedersächsischen Kreise residirende, diplomatische Corps, Mitglieder des Hamburger Senats und Oberalten, die Geistlichkeit, das Personale der beyden großen, öffentlichen Lehranstalten, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und andere angesehene Bürger der Republik Hamburg machten dasselbe aus. Auf Befehl des Senats erschien eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und zu Pferde; militärische Ehrenbezeugungen waren der Leiche von den acht Wachen des Stadtgebieths verordnet, denen der Zug vorüber ging. Er begann unter dem volltönenden, großen Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs. Auf einem mit vier Pferden bespannten und von vier Führern geleiteten Trauerwagen stand der ganz einfache Sarg. Des Zustromens vieler Tausende auf den Straßen und Märkten und an dem Thore ungeachtet, waren Polizeyvorkehrungen unnöthig. Der feyerliche Eindruck vertrat ihre Stelle; er geboth dem zahllosen Haufen Ruhe und ehr-

furchtsvolle Stille. Der Zug erhob sich langsam feyerlich durch einige Hauptstraßen über den schönen, freyen Jungfernsteig zum Millernthore hinaus nach Altona, wo er um zwölf Uhr vor dem Thore anlangte. Hier, an der hamburgischen und dänischen Gränze, geschah die feyerliche Übergabe der Leiche. Das schöne hamburgische Dragoner-Corps und die begleitende Infanterie machten dem geehrten Todten vor ihrem Abtritte noch einmahl die Honneurs, und an ihre Stelle trat nunmehr eine dänische Ehrenwache. Der dänische Etatsrath Lavås trat an den Trauerwagen der Verwandten, um ihnen anzuzeigen, daß seine Mitbürger versammelt wären, um sich dem ehrwürdigen Zuge anzuschließen. Dieß geschah in folgender Ordnung. Eine Escorte Husaren eröffnete den Zug; dann folgten zwey Marschälle in Wagen und ein Geleit von noch 48 Kutschen mit den ersten Personen der königlichen und Stadtregierung, Gelehrten, Officieren, fremden Generalen und mehreren der angesehensten Bürger. Vier Ehrenbegleiter traten mit entblößtem Haupte an den Leichenwagen, den Sarg mit daran befestigten Florgewinden haltend. Acht Marschälle mit ihren weißen Stäben, nebst drey Jungfrauen in weißen Gewändern und Schleyern, welche mit Rosen- und Myrthenkränzen und Blumen gefüllte Körbchen trugen, gingen unmittelbar vor demselben. Langsam bewegte sich der Zug durch die Hauptstraßen Altona's. Als er sich der Hauptwache näherte, trat dieselbe sogleich ins Gewehr, und eine Trauermusik von gedämpften Hörnern ertönte, bis er vorüber war. Alle Glocken der Stadt läuteten, Trauerflaggen wehten von den Schiffen im Hafen. Viele Frauenzimmer der gebildeten Classe unter den zahlreichen Zuschauern waren in Trauer gekleidet. Überall herrschte, der ungeheuren Menge des herzu geströmten Volks ungeachtet, die ordnungsvollste Ruhe. So ging der Zug nach dem zur Stadt gehörigen, und unmittelbar an dieselbe gränzenden Dorfe Ot t e n s e n, wo sich Klopstock selbst auf dem Gottesacker unter einer Linde ein Grab neben seiner verstorbenen ersten Gattinn hatte bereiten lassen. Bey der Ankunft des Zugs ertönte abermahls eine Trauermusik von

gedämpften Blas-Instrumenten. Das Gefolge betrat zuerst die Kirche, dann schwebte der Sarg, getragen von den hamburgischen Rathsdienern, und begleitet von den Marschällen, Ehrendienern und Jungfrauen, herein, und wurde vor dem Altar niedergelegt. Der Domherr Meyer legte jetzt das, dem Sarge voran getragene Meisterwerk des Dichters, die *Messiade*, aufgeschlagen auf den Deckel des Sarges; ein Jüngling bedeckte das aufgeschlagene Buch mit zusammen geflochtenen Lorberzweigen; die Jungfrauen hefteten ihre Kränze an den Sarg. Jetzt unterbrach die feyerliche Stille vom Chore herab eine noch feyerlichere Trauermusik, zu der sich mehr als hundert Tonkünstler, Dilettanten und weißgekleidete Sängerinnen vereinigt hatten, welche mit der dritten und vierten Strophe des, von Schwenke componirten, Klopstock'schen *Vater unsers* begann. Aus seinem Heilig, aus seinen geistlichen Liedern, aus Mozarts Todtenmesse wurden mehrere Strophen und Chöre mit unbeschreiblicher Innigkeit gespielt und gesungen. Engelchöre schienen sich mit den Menschenstimmen vereinigt zu haben, um die Andacht der Zuhörer zu besüßeln. Plötzlich verstummten die Töne. Der Domherr Meyer trat an den Sarg, sprach einige rührende Worte zur Einleitung, und las aus dem zwölften Gesang der *Messiade* die Schilderung des Todes der zärtlichen Maria, Lazarus Schwester, eine Stelle, womit der Entschlafene sich selbst noch in seinem letzten Kampfe gestärkt hatte. Dann erhob die Musik wieder feyerliche Klage töne, und unter dem beruhigenden Gesang: Auferste h'n, ja auferste h'n wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh' &c. &c. wurde der Sarg aufgehoben, und zur Grabstätte unter die Linde getragen. Noch legte einer der Ehrenbegleiter ein Lied, das Unzer seinem Klopstock sang, auf den Sarg, und theilte es darauf unter der Trauerversammlung aus. Als endlich der Sarg hinab gesenkt wurde, überschütteten Jungfrauen und Jünglinge ihn, nach Daniens schöner Sitte, mit den Erstlingsblumen des Frühlings. Die mütterliche Erde bedeckte nun den Rest des Edlen, der so starb, wie er lebte, eine

Zierde seiner Nation, seines Zeitalters und des Menschengeschlechts.

Der Quell von Bauclysse*).

Der Quell von Bauclysse war mein erster Gang; gestern besucht' ich ihn. Was sage ich? Gestern? Ist mir doch, als säh' ich ihn noch.

Heute noch stürzt vor meinen Augen, wie aus einem tiefen Kessel, ein Strom hervor; er steigt, er schwillt heran, und plötzlich ergießt er sich unaufhaltsam, mit Donner und Brausen, in schäumenden Fällen herab, die der Dichtkunst und der Malerey zum Drog unnachahmlich sind. Dies ist der Quell von Bauclysse.

Im nächsten Augenblick fließt er schon wieder ganz ruhig, wie jenes glückliche Temperament, das sich zwar von seiner Lebhaftigkeit hinreißen, aber auch schnell wieder von inwohnender Güte besänftigen läßt. Hier wandeln sich seine Silberwellen in Wellen von flüssigem Blau, gleiten dahin und wälzen sich und spielen sorglos umher auf dem Wiesenteppich. Bald trennen sie sich in eine Menge kleiner Bäche und rieseln durch ein reizendes Thal. Jenseits des Thales vereinigen sich die Bäche wieder, und nunmehr ist es die Sorgue, die in hundertfältigen Krümmungen sich schlängelt, und den Comtat von Avignon befruchtet und schmückt.

Die Gärten zu Poggi.

Die schönen Gärten zu Poggi gleichen nicht jenen symmetrischen Gärten, die der Hochmuth bestellt und die Baukunst ausgeführt hat; nicht jenen Gärten, wo unter der einförmigen, despotischen Zucht der Schere, des Reckens und der Schnur, jedes Beet nur eine Blume, jeder offene Platz nur einen

*) Diese und die zwey folgenden Beschreibungen sind aus den Briefen über Italien, vom Jahr 1785, übersetzt von Georg Forster.

Weg, und alles nur eine Masse darstellt; nicht jenen Gärten, wo das Wasser in ungeheuern Becken zum ewigen Schlaf und zum Schweigen verurtheilt ist; nicht jenen Gärten endlich, die, so groß ihr Umfang ist, nur für eine Stunde, einen Gang von hundert Schritten und einen flüchtigen Blick gemacht worden sind.

Statt dessen hat der Genius dieser Gärten alles hingezaubert, was Kenntniß und Liebe der schönen Natur ihm eingeben können, um das Auge, die Phantasie und das Herz zugleich, durch zarte Rosenbeete, durch Wasser und Erde, durch Blumen und alle Schattirungen von Grün im mannigfaltigen Sonnenstrahl zu entzücken. Der Umfang dieser Gärten ist unbeträchtlich; die Kunst besteht darin, ihn nicht auf einmahl darzulegen, sondern vielmehr so haushälterisch zu verhehlen, daß jeder Schritt neue Räume, jeder Blick neue Gegenstände findet, bey denen sich die Seele in süße Träumereyen wiegt. Es gibt keine Blume im Garten, die nicht einen Schauplatz hätte, wo sie glänzen soll; kein Tröpfchen Wasser, das nicht sein Daseyn durch Bewegung und Geräusch verkünde; keinen Baum, der nicht ins Auge falle, und gleichwohl keinen einzigen, der sich aufzudringen schiene. Die Hütte dort, diese Grotte, jene Heerden in der Ferne und so manchen andern Gegenstand, den man von ungefähr erblickt, hat die Phantasie, die hier Alles ordnete, mit Vorbedacht hingestellt. Mitten in einem Garten das täuschende Bild der ländlichen Natur! Wer könnte je des Umherwandels hier müde werden?

Zwar herrscht in diesen Gärten vorzüglich das ernste, dunkle Grün, welches die ekle Wahl der andern Jahreszeiten dem Winter übrig ließ, das Grün der Kiefern und Tannen, der Lärchen, Cypressen und immergrünenden Eichen. Doch der Ernst dieses winterlichen Waldes gattet sich mit dem lachenden Farbenspiel der Frühlingsstauden, mit dem glühenden Laube des Herbstgeblüthes und der stolzen Pracht der schattenreichen Bäume des Sommers; die Nachbarschaft der Lilas, der Linden und Platanen erheitert jene melancholischen Schatten. Un-

sere Blicke ruhen sanft, und keine Wolken trüben unsere Phantasie in diesem ehrwürdigen Hain, der seinem Besizer ähnlich ist.

Gemähldc vom Tode des Seneca.

Ich kann sagen, nun habe ich auch den Seneca sterben gesehen. Er stirbt auf diesem Gemähldc. Die mittellste Figur, halb entkleidet, wie ein Mensch, der seinen Leib den Elementen wieder gibt und nicht mehr gegen sie schützt, hält die Füße im Bade, und läßt das Blut strömen; das ist Seneca. Rechts, etwas tiefer, sitzt in einiger Entfernung ein Schreiber, der geschrieben hat, und inne hält; links, zwey andere Schreiber; sie halten ebenfalls inne. Auf eben der Linie, so hoch als Seneca, steht ein Mensch in einer dunkeln Ecke; jetzt erkenn' ich ihn; es ist ein Soldat. In der andern Ecke, aber im Lichte, seh ich einen alten Senator. Betrachten wir nunmehr, was vorgeht. Der ehrwürdige Alte dictirt, in Erwartung des Todes, die Gedanken, die vor seinem innern Sinn vorüber gehen. Der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm ist eiskalt, das Blut will nicht mehr fließen, der Leib erstarrt, das Haupt schwankt, und der Blick, der einen Gedanken erspähte, strebt umsonst ihn festzuhalten, und will erlöschen. Jeder von den Schreibern, mit einem andern Ausdruck von Theilnehmung, Aufmerksamkeit und Besorgniß, jeder mit der Feder in der Hand, blickt unverwandt auf die Lippen des Weisen, die noch ein Wort beginnen. Nur noch eine Bewegung, und es ist ausgesprochen; umsonst! der Tod drückt ihnen das Siegel auf. Mittlerweise zählt der Centurio an der Thür mit Ungeduld die Augenblicke bis zum letzten Hauch des Philosophen; schon hebt er den Fuß in die Höhe, denn Nero ist's, der auf ihn wartet. Der alte Senator endlich denkt an Nero, indem er Seneca's Tod erwägt.

Beschreibung einer indischen Jagd *).

Die Gegend von Monghir wird durch eine Kette von Bergen und Felsen, die mit den tiefsten Thälern abwechseln, durch die Menge von Strömen, Seen und Baum-Alleen, zwischen denen Dörfer, Saatfelder und milde Ebenen liegen, und durch die Mannigfaltigkeit der Ansichten sehr romantisch. Neben mir sehe ich den furchtbar schönen Abgrund, durch den sich ein brausender Strom drängt, um mich nackte Felsenwände, und weiter hinaus begränzen meinen Gesichtskreis die freundlichsten und fruchtbarsten Gegenden; ich glaube vor der Gränze eines der aufgeklärtesten Völker zu stehen, wenn man von der Annehmlichkeit des Landes und der Cultur der Felder auf die Cultur der Menschen schließen darf. Ich hatte einige Tage hindurch die Gegend durchstrichen, und mit Vergnügen die geschmackvollen Anlagen des Nawab besucht. Um so erwünschter war mir die Einladung desselben, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Ich glaubte, wie bey uns, eine kleine Jagdgesellschaft in seinem Schlosse zu finden, die das Vergnügen des Fürsten theilen sollte. Aber wie erstaunte ich am andern Morgen über die Menge von Kutschen, Post- und Packwägen, Elephanten, Pferden, über die Scharen von Reitern, als sollte es in die Schlacht gehen, über die zahllose Menge von Menschen zu Fuß und auf Kamehlen, als zöge eine Nomadenhorde von ihrem Wohnsitze aus, um eine neue Gegend zu suchen; über den langen Zug von Jägern, die mit Spießen und Pfeilen bewaffnet, eine große Anzahl von Windspielen, Falken und Chiter **) mit sich führten, über den Troß von Reitern, die

*) Aus den Briefen eines Engländers. Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß alle Aufsätze, deren Verfasser oder Quellen hier nicht besonders angegeben werden, aus den vorzüglichsten Zeitschriften, dem Freymüthigen, dem Morgenblatt, den Erweiterungen, den Miscellen, der Zeitung für die eleg. Welt u. s. w. genommen sind.

**) Der Chiter, eine Art Panther, größer als der Leopard, und an Gestalt und Schnelligkeit dem Windspiele nicht un-

mit Spießen, Flinten, Lunten und Säbeln versehen waren, über die Menge von Panterthieren, welche auf einer Art kleiner Tragsessel auf die Jagd getragen wurden, und endlich über die große Bagage und den Proviant, welche dem Zuge folgten. Die ganze Jagdgesellschaft bestand aus nicht weniger als 20,000 Menschen.

Unter den Begleitern des Nawab befanden sich viele Officiere aus seiner Armee, seine ganze Familie und eine Menge anderer gemischter Gäste, die in Landkutschen und zu Pferde hinter der Sänfte ihres Oberherrn folgten. Er selbst, auf ein weiches Polster gestreckt, das von acht starken Dienern auf den Schultern getragen wurde, bestieg ungern im hohen Grase ein Pferd, und im Gebüsch einen Elephanten. Neben ihm lag ein Schild, Bogen, Pfeile, ein Säbel und eine Flinte. Als wir das Jagdrevier erreicht hatten, bildete der Zug eine lange, einen Mann hohe Reihe, und dehnte sich in eine unabsehbare Linie aus, die den ganzen Raum, wo gesagt werden sollte, einschloß. Der Nawab nahm so ziemlich die Mitte der Linie ein. Auf ein gegebenes Zeichen bewegte sich die Linie Schritt vor Schritt vorwärts, und jeder auf seinem Platze scheuchte das Wild auf, so daß sie alles, was sich auf dem ganzen Raume befand, aufjagten und vor sich her trieben. Wenn Hasen aufspringen und Kepphühner oder wildes Geflügel überhaupt aufsteigt, so lassen die Jäger Falken los, die mit der Schnelligkeit eines Pfeils ihren Raub verfolgen. Es macht sehr viel Vergnügen, den Falken einen Hasen beißen zu sehen, vorzüglich da, wo das Gras nicht hoch steht; und wenn man auch das Wild selbst nicht mit den Augen verfolgen kann, so läßt sich schon aus der Richtung, die der Falke in seinem Fluge unaufhörlich bald hierher, bald dorthin, bald vorwärts, bald auf die Seite, und dann wieder rückwärts nimmt, auf den

ähnlich. In anderer Rücksicht gleicht er dem Zieger, ausgenommen, daß das Gelb seines Felles heller ist. Er ist schön gefleckt, und die Flecken stehen in regelmäßigen Linien, und sind weitläufiger und dunkler als beim Leopard.

Lauf des Hasen schließen. Selten entgeht einer seinem Verfolger, der mit der größten Gewalt die eine Kralle in das Wild, und die andere in die Erde schlägt. Damit er bey diesem starken Schlage der Kralle nicht das Fell beschädigen kann, bindet man ihm ein Stück Leder unter, das den Schlag mildert. Die Windspiele werden auf diejenigen Thiere geheft, welche die Bogenschützen verfolgen, die Reiter aber greifen mit ihren Spießen und Lunten die wilden Schweine an. Da wir Elephanten mit uns führten, liefen wir Gefahr, von andern reißenden Thieren angegriffen zu werden, und auch auf diesen Fall hatten sich die Jäger, die nach Verhältniß in der Linie vertheilt waren, mit Waffen versehen. Dieser Fall ist aber so selten, daß sich keiner von der Gesellschaft erinnerte, einen solchen Kampf mit einem wilden Thiere erfahren zu haben. Man tödtete eine große Menge Wild; vorzüglich ergiebig war die Jagd an Nepphühnern und wilden Schweinen ausgefallen.

In einem Thale zwischen dem Ganges und einer Bergkette ist eine ebene Feide, auf welcher der Nawab vor einigen Jahren eine Gazellenzucht anlegen ließ, die sich stark vermehrt hat. Er ließ nämlich einige Stämme aus der Wildniß dahin verpflanzen, und um sie einiger Maßen zahm zu machen, mußten sie sich an den Anblick von Ochsen und Pferden, die hier weideten, und an den Lärmen der Fuhrleute, die ihren Weg hier vorbehey nehmen mußten, gewöhnen. Um diese Absicht um so eher zu erreichen, waren die Thiere, welche sich unter ihnen zerstreuten, mit scharlachrothen Decken versehen, wodurch die Gazellen so dreist gemacht wurden, daß sie sich weder von Fußgängern, noch von Wagen auf ihrer Wiese stören ließen. Zu der Jagd dieser Thiere waren die Panther mitgenommen. Die Träger derselben waren scharlachroth gekleidet, und gingen, wenn sie eine Gazelle bemerkten, von der Seite unbemerkt vorwärts. Auf ein gegebenes Zeichen des Hüters gehen sie gerade auf die Gazelle zu, ziehen dem Panther die Blende von den Augen, und lassen ihn auf das Thier losschie-

ßen. In dem ersten Augenblick, wo sie ihn erblickt, ist sie so bestürzt und so verwirrt, daß sie keinen Sprung thun kann. Der Panther faßt sie beym dritten Sprunge, packt sie beym Halse und saugt ihr das Blut aus. Der zweyte Panther, welcher vorgelassen wurde, verfehlte seinen Raub, weil die Gazelle ihren Sprung gewann, ehe er nahe genug war, sie zu erreichen; beym dritten Sprung, den er mit der größten Anstrengung, aber vergebens, that, lag er auf dem Boden, und hatte keine Lust, sie länger zu verfolgen. Diese Art, die Gazellen zu jagen, ist sehr gefährlich, weil der Panther, wenn er seinen Raub verfehlt, die Zuschauer oft in der Wuth angreift, vorzüglich die Reiter. Das Volk muß sich daher, der Sicherheit wegen, ganz in der Ferne halten.

Nachdem dieses Vergnügen drey bis vier Stunden gedauert hatte, begaben wir uns in eine Ebene, wo Zelte aufgeschlagen und Erfrischungen bereit standen. Wenn keine Zelte vorhanden sind, oder keine Gegend sich findet, die für ein Lager der Art bequem ist, so werden nur Teppiche auf die Erde gebreitet, auf denen man die Speisen isst, die vorher im Fahren auf den Wägen zubereitet worden sind. Bey der großen Menge von Jägern hatten wir in kurzer Zeit einen Raum von zwölf englischen Meilen durchstrichen, und bedurften um so mehr der Erholung.

Die Abtey La Trappe.

Diese, einst ihrer außerordentlichen Strenge wegen berühmte Abtey liegt 34 Lieues von Paris entfernt. Man verfolgt von letztem Orte aus immer die Landstraße nach Bretagne, bis auf ungefähr zehn Stunden. Dann führt aus einer unübersehbaren, mit allen Reizen und Schönheiten der Natur und Kunst prangenden Gegend ein Seitenweg nach der Grafschaft Perche, der gräßlichste Weg von der Welt, zwischen hohen, rauhen Felsenwänden, in die nie ein erwärmender Strahl der Sonne niederfällt. Eine Meile von La Trappe beginnt eine furchtbare Wildniß. Hinter derselben, tief in

einem Walde, liegt die Abtey. Nicht ohne geheimes Grauen betritt man diese schauerliche Gegend, in der man zuerst hier und da halbvermoderte Hütten, und allenthalben bettelnde Menschen erblickt. Tiefer in dieser furchtbaren Einöde sind große, schwarz bemahlte, hölzerne Kreuze aufgestellt, dem ängstlichen Wanderer verkündend, was er bald zu erwarten habe. Kein Vogel läßt sich in diesen schauerlichen Gefilden hören. Kein mildes Lüftchen weht in diesem, rings von Felsen umschlossenen, düstern Thale. Da gibt es keinen Bach, keine Quelle. Nur todte Teiche sieht man in der Ferne.

Nichts kann trauriger, nichts für die Einsamkeit, für die Entmenschung ausgesuchter seyn, als dieser Ort. Auf der einen Seite die öde Natur, auf der andern Ruinen und düstre Felsenklüfte, steht diese Einsiedeley, wie zur gänzlichen, ewigen Abgeschiedenheit von der Welt verdammt, in einem Winkel des schauerlichen Waldes. Lange herrscht hier strenger Winter; denn klagt der Wanderer zuerst über unerträgliche Hitze, so schaudert er bey dem Eintritt in die Wildniß plötzlich vor Kälte zusammen. Es scheint, die Natur habe geschworen, daß hier der Wendezirkel von Europa seyn sollte.

Die Abtey, deren Thürme weit über die Gegend emporragen, eine nackte große Kirche und ein Gasthaus ist alles, was man hier erblickt.

Lebensweise und Tagesordnung der Mönche dieses Ordens.

Die gewöhnliche Andacht dieser Mönche dauert im Chor und in der Kirche von Mitternacht bis des andern Tages Mittags. Um 2 Uhr des Morgens gehen sie schon zur Frühmesse. Bey ihrem Gesange strengen sie sich ungemein an. Er ist herzdurchdringend und rührend. Im Begegnen begrüßen sie sich mit dem bekannten: *Memento mori!*

Ihr Noviziat dauert zwey Jahre. Die Candidaten mußten oft lange warten, bis sie aufgenommen wurden. Indessen beschäftigt man sie mit mystischer Lectüre. Zum Mittagessen

wird geküßt. Die Mönche gehen, mit dem Abte an ihrer Spitze, schweigend, mit kreuzweis über einander gelegten Armen, in den Speisesaal, und setzen sich, nach langen Gebethen, an die Tafel. Keiner schlägt die Augen auf, keiner spricht. Nur die seufzende Stimme des Vorlesers hört man. Sie leben beynabe bloß von Hülsenfrüchten, Rüben, Kohl, Rättigen und Misch, und müssen ihre Nahrung selbst pflanzen, was auch außer einigen andern ökonomischen und häuslichen Verrichtungen, in ihren Nebenstunden ihre einzige Beschäftigung ist. Wein trinken sie nicht; auch essen sie kein Fleisch. An Fasttagen genießen sie bloß Wasser und Brot. Selbst Kranke bekommen kein Fleisch, sondern höchstens Fische und Eyer, und dieses nur mit Erlaubniß des Abtes.

* * *

Nach dem Essen gehen sie, aufgeschürzt und mit Holzschuhen versehen, in den Garten, arbeiten dort, ohne zu sprechen, täglich in der schönen Jahreszeit drey Stunden, und werden dann von den Brüdern abgelöst. Sind sie von den Feldarbeiten zurück gekehrt, so geißeln sie sich.

Ihre Zellen haben keine Fenster. Sie erhalten nur durch eine Öffnung, oben an der Decke, sparsames Licht, und sind einzig mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen, als einem Stuhle, Bethschämel, einem Strohsack, und überdieß noch mit einem Todtenkopfe versehen, so wie die Gänge des Klosters mit Bibelstellen überschrieben sind, die zu einem ascetischen Leben ermuntern. Ihre Kleidung besteht in einem weißen Habit von Wolle und einem dergleichen Hemde.

Jeden Tag beschließen sie mit einem Gange zu ihren Gräbern, wo sie ein kurzes Gebeth verrichten, worauf ein jeder drey Schaufel voll Erde aus seinem Grabe heraus oder hinein wirft. Ist einer seiner Auflösung nahe, so bringt man ihn auf einer Tragbahre in einen düstern Saal. Die ganze Abtey versammelt sich, man legt ihn auf ein Lager von Stroh und Asche, und unter leisen Gebethen der Versammelten haucht

er seine Seele aus. Hierauf wird die Leiche, ohne Sarg, bloß im Habit, eingesenkt.

Nie brechen sie das Schweigen. Einst brach in der Abtey Feuer aus. Es wurde gelöscht, ohne daß auch nur Einer ein Wort dabey gesprochen hätte. Nur der Pater, der die Fremden zu bewillkommen beauftragt ist, wird zum Reden dispensirt. Allein dieser hält seine Freyheit für ein Unglück, da er eben dadurch mehr Gelegenheit hat, zu sündigen.

Aus dem Kloster dürfen sie sich nie mehr entfernen. Nur alle fünf Jahre machen sie einen gemeinschaftlichen, aber wieder nur heiligen Übungen gewidmeten Spaziergang in einen einsam gelegenen Wald, wo kein Mensch sie sehen kann. Allein auch da dürfen sie, wenn sie sich auf ein Paar Stunden zu zerstreuen die Erlaubniß erhalten, nicht mit einander sprechen, sondern Einer muß von dem Andern sich so weit entfernt halten, daß er nicht mit ihm reden kann. Aber auch dieses wurde in der Folge aufgehoben.

Von ihren Aeltern, Verwandten und Freunden, so wie überhaupt von den Begebenheiten der Welt, erfahren sie nie mehr etwas. Erhält jedoch der Abt Nachricht von dem Tode eines der Erstern, so spricht bloß der Prior beym Gebethe: „Der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester, Eines von uns liegt in den letzten Zügen. Laßt uns ein Memento für sie machen *)!“

Prof. Durach.

Sitten und Gebräuche der Ragusaner.

Der Charakter des Ragusaners ist ein Gemisch des slavonischen und des italienischen. Er ist andächtig, lebhaft, geschmeidig, geschwätzig, und hängt mit Wärme an seinen National-Gebräuchen. Eines seiner Lieblings-Sprichwörter ist: Sve na Starn, Alles nach altem Brauche. In den letzten Jahr-

*) Dieser Trappisten-Orden besteht gegenwärtig nur noch in Rußland und Amerika.

hundertten hat er sich freylich etwas nach andern europäischen Völkern gebildet. Indesß bleibt ihm noch manches Alte, sogar aus den heidnischen Zeiten her, und dieses Gemisch alter und neuer Gebräuche ist es eben, was den ragusanischen Staat so merkwürdig macht. Es ist aber wohl übertrieben, was die Ragusaner behaupten, nämlich, man müßte ihr Land bewohnen, um den Homer recht verstehen zu können. Noch vor gar langer Zeit behielt Ragusa in der Erziehung der Jugend jene Strenge bey, wodurch sich die alten Freystaaten auszeichneten. Das Alter flößte allgemeine Achtung ein, und die Gegenwart eines Greises an einem öffentlichen Orte war schon hinreichend, den Muthwillen der Jugend zu bezähmen. Alt und Oberer waren gleichbedeutende Wörter; denn man drückte das eine und das andere mit *Star* oder *Starjescina* aus. Die Kinder wurden im väterlichen Hause erzogen, und bekamen selten andere Leute als ihre Ältern zu sehen. Man erlaubte ihnen kein Vergnügen, als gymnastische und literarische Übungen. Histrionen waren von Ragusa ausgeschlossen. Leuten von Stande war Griechisch und Lateinisch sehr geläufig, und auch die illyrische Literatur zählte eine große Anzahl von Dichtern und Geschichtschreibern. Von diesen Gebräuchen ist man aber abgewichen; es gibt jedoch noch andere, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Der Ragusaner ist noch immer andächtig und liebt die geistlichen Feste. Er hat deren viele, und verfehlt nicht, sie mit großem Eifer und vieler Pracht zu feyern; besonders hat er ein großes Zutrauen zum heil. Blasius, seinem Patron und dem Beschützer in allen Nöthen. Diesen Heiligen feyert er aber auch mit dem größten Aufwande. Noch vor einiger Zeit both dieses Fest dem Fremden ein sehr merkwürdiges Schauspiel dar. Drey Tage vor dem Feste des heil. Blasius hielten die Priester Lobreden auf denselben. Am Tage zuvor stellten sich zwey Bauern-Regimenter, die von zwey geharnischten Rittern angeführt wurden, vor dem Pallaste des Rettore oder Rectors der Republik, und feuerten in dem Augenblicke, wenn er, von seinen Räthen begleitet, unter dem Porticus erschien, um sich

zur Vesper zu begeben, drey Salven ab. Am folgenden Morgen, sobald es Tag wurde, kam die ganze Stadt in Bewegung, und der Zulauf der Fremden vermehrte noch den Lärm; mitunter erschollen Kanonen und Trommeln. Gegen neun Uhr erschien der Rettore wieder mit seinem Gefolge, und setzte sich vor seinem Pallast. Zwölf Frauen mit Fahnen in der Hand, woran oben eine Ohl- und Weinflasche, Bräuteln, und Gemüse hingen, und mit einem Korbe auf dem Kopf, der Kuchen und Ohlzweige enthielt, zum Zeichen des Friedens und des Überflusses, tanzten unter bäurischer Musik einen ländlichen Tanz. Dann erschien der Admiral an der Spitze der Seeleute, ferner der Groß-Capitän, vor welchem ein Page ging; ihm folgten vier Fahmenträger und eine Menge Bedienten in National-Kleidung; alle traten vor den Rettore hin, und machten spanische Reverenzen. Der Rettore und die ganze Regierung wohnten dann der hohen Messe bey, und das Volk drängte sich hinzu, um die Reliquien des heil. Blasius zu küssen.

Der Nachmittag war einem kriegerischen Feste vorbehalten. Die Bürger und die Bewohner der umliegenden Gegend von Ragusa stellten sich außer der Stadt unter die Waffen, und bildeten mehrere Bataillons, an deren Spitze Capitäne und Fahmenträger standen. Der Groß-Capitän, mit einem prächtigen Säbel, einer Pike und einem Schilde bewaffnet, stand an der Spitze des schönsten Haufens; sein Page war stets hinter ihm; ein anderes Oberhaupt, der Contre-Capitän genannt, der nur mit einer Pike und einem Schilde bewaffnet war, führte auch ein Heer an. Nach dem Abfeuern einer allgemeinen Ladung, kam das ganze Heer in die Stadt, schoß immerwährend Pistolen ab, zog durch die Blasius-Kirche und stellte sich vor dem Rettore, der unter dem Porticus saß, in Ordnung; zur Rechten des Rettore befand sich der Erzbischof, und zur Linken der ganze Hofstaat. Die Heerschar machte dann drey sonderbar verkleideten Leuten Platz, die einen originellen Tanz aufführten. War dieser Tanz beendigt, so manövrirte die Heerschar, zog

drey-mahl vor dem Rettore her, feuerte beständig, und machte spanische Reverenzen. Die Piken- und Fahnen-träger zeigten ihre Geschicklichkeit im Schwenken derselben über dem Kopf, zwischen den Beinen u. s. w. Zuletzt theilte sich die Heerschar in zwey Theile, wovon der eine vom Groß-Capitän, der andere vom Contre-Capitän commandirt wurde. Die beyden Oberhäupter lieferten einen Zweykampf; sie bedienten sich dabey der Lanzen und hielten die Stöße mit ihren Schildern ab. Nach einem kurzen Gefechte ließ sich der Contre-Capitän in die Flucht jagen, unter dem Jubelgeschrey des Volkes; man kündigte alsdann dem Rettore an, die Seinigen hätten gesiegt, Alles wäre sicher und ruhig. Bey dieser Nachricht zog er sich in den Pallast zurück, und lud den Groß-Capitän, seine Freunde und Verwandten zu einem großen Gastmahl ein, womit die Feyerlichkeit beschloffen wurde. Hernach gab der Groß-Capitän den angesehensten Personen des Staats ebenfalls ein Gastmahl.

Die Dünen bey Dünkirchen.

Die großen Ebenen und Sandhügel, denen man den Namen der *D ü n e n* gibt, und die sich bey Dünkirchen längs dem Meere hinziehen, ihr einförmiger Anblick und die Unfruchtbarkeit des Bodens, machen mit den lachenden und fruchtbaren Gefilden und den fetten Wiesen von Flandern einen anffallenden Contrast. Diese Sandhaufen kommen dem Auge wie stürmische Wellen vor, ja man könnte behaupten, eine allmächtige Hand habe das Seewasser im Augenblick eines Sturmes in Sand verwandelt. Ihre senkrechte Erhöhung über die Meeresfläche beträgt 40 Fuß. Hier und da entdeckt das Auge einige Pflänzchen; alles übrige ist Sand; hierdurch erhält diese Gegend ein wildes, nacktes und trauriges Ansehen. Der Reisende fühlt Empfindungen, welche diesem öden Lande angemessen sind; seine Traurigkeit vermehrt sich, wenn er vernimmt, daß dieser Sand oft in dicken und schrecklichen Wolken empor steigt, über die umliegende Gegend mit einem fürchterlichen Sturme wegzieht,

und auf die Felder niedersfällt, die er mit einer Jahrhunderte langen Fruchtbarkeit heimsucht, die Wohnungen der Menschen begräbt, und sie auf ewig verschwinden läßt. In diesen Dünen glaubt man sich in einer großen Entfernung von der Welt zu befinden; da erblickt man keine Spur von Menschen; der bläuliche Horizont, der sich über das Meer hinaus erstreckt, und sich an den Weltenden zu verlieren scheint, vollendet die Täuschung. Alles ist um den Reisenden ohne Leben und ohne Bewegung, bloß die Wogen des Meeres ausgenommen, die er sich erheben, sich abwechselnd verschlingen, und mit denen verschwinden sieht, die auf sie folgen.

Die Ankunft der Fluth reißt den Wanderer endlich aus diesen traurigen Gedanken. Die Wogen, die eine unsichtbare Macht in Bewegung setzt, kommen mit majestätischer Langsamkeit heran, bedecken einen Theil des Sandes, und ziehen sich hierauf eben so langsam wieder zurück. Eine Menge seltsner Thiere und interessanter Erzeugnisse zeigen ihre Gestalten und ihre Schattirungen den neugierigen Blicken des Beobachters. Der Sand wimmelt von Seesternen, Meergras, Meermoos, Madreporen und Muscheln, welche das Meer zurück läßt, wenn es sich zurück zieht. Eine Menge kleiner Thiere von allen Farben mischen sich unter einander. Die Sonnenstrahlen, die ihre glänzenden Farben zurück werfen, geben dem prächtigen Schauspiel, das der erstaunte Zuschauer genießt, einen neuen Glanz. Alsdann verändert sich die schwärzliche Farbe des Seewassers in ein blaßes Grün, das durch ein durchsichtiges Blau erhöht wird. Die Wellen, die sich an den Sandbänken brechen, scheinen sich mit mehr Ungestüm zurück zu ziehen, und bilden brausende Schaumberge, die man in der Ferne für Schneelavinen halten sollte. Das Zurückprallen einer Menge leuchtender Strahlen gibt dem ungeheuern Umfange des Meeres den Anblick einer silberfarbigen Fläche, und am Ende des Horizonts scheinen jene Segel nichts weiters, als weißliche Punkte.

Die Veränderlichkeit der Dünen verursacht den Bewohnern dieser Küste manche Besorgnisse. Nicht weit von Dünkirchen

steht ein Kirchthurm im Sande, und nur seine Spitze ragt noch hervor; das Pfarrhaus ist gänzlich verschwunden, und man hat sich genöthigt gesehen, weiter östlich von den Dünen das ganze Dorf neu anzulegen. Auch die Kaninchen, die in diesen Sandhügeln häufig graben und wühlen, tragen zur Schwächung dieser Vormauer gegen die See das Ihrige bey.

Schlachtgemälde.

Die Schlacht bey Cressy.

Eduard III., König von England, ein Mann von großen Talenten als Fürst und Krieger, schiffte sich zu seinem gefährlichsten Zuge im Jahr 1346 zu Southampton in Begleitung des größten Theils des hohen, englischen Adels und seines ältesten Sohn's, des in der Folge durch Muth und Geschicklichkeit so sehr ausgezeichneten Prinzen Eduard von Wales, der damahls nicht älter als fünfzehn Jahre war, ein. Eine Flotte von beynähe 1000 Segeln führte seine Armee, welche aus 400 Gensd'armes, 10,000 Bogenschützen, 100,000 Mann wälischer und 6000 irischer Infanterie bestand. Des Königs Absicht war anfangs auf Guienne gerichtet, allein er ließ sich durch einen französischen Edelmann, Geoffroy d'Harcourt, der unter seinem Heere eine hohe Stelle bekleidete, und ihm durch seine ungemeine Kriegserfahrenheit die wichtigsten Dienste leistete, bewegen, seinen Zug nach der Normandie zu richten. Die Flotte erreichte auch glücklich la Hogue, wo die Truppen an's Land gesetzt wurden. Sobald die Landung geschehen war, zerstreuten sich, auf ausdrückliche Erlaubniß des Königs, die Truppen über das Land, und plünderten Städte und Dörfer; selbst Caen traf dieses Schicksal, wo man eine unermessliche Beute machte. Doch auch in diesem wilden Umherschwärmen, zum Theil roher Banden, wußte der weise Feldherr eine gewisse Ordnung zu erhalten, damit nicht das zerstreute Heer durch einen klug unternommenen Überfall des Feindes aufgerieben würde.

Ganz unerwartet kam diese Nachricht dem König Philipp zu Paris; in der größten Eile ließ er nun Truppen werben, und um den weitem Fortschritten der Engländer zeitig zu begegnen, sandte er ein Truppen-Corps unter Anführung des Grafen von Eu und des Grafen von Tancarville ab; allein es wurde geschlagen, und die Anführer geriethen in Gefangenschaft; ein böses Omen für den künftigen Feldzug. Eduard führte hierauf seine Truppen längs dem Ufer der Seine nach Paris zu, und seine leichten Truppen, die Alles umher plünderten und verheerten, schwärmten sogar nahe bis vor die Thore der Hauptstadt. Allein über den Fluß selbst konnte er nicht kommen, da die Franzosen alle Brücken abgebrochen hatten; auch fürchtete er, daß man ihn nur deßhalb habe so weit vordringen lassen, um ihn gänzlich einzuschließen und durch eine überlegene Armee aufzureißen. Seine Klugheit rettete ihn auch aus dieser Gefahr, und er richtete nun seinen Lauf nach Flandern; allein das französische Heer folgte ihm auf dem Fuße, und als er an den Fluß Somme kam, fand er ebenfalls keine Brücke mehr. Doch auch hier sandte ihm das Schicksal ein Rettungsmittel; ein Landmann nämlich zeigte ihm einen Fuhr. Allein an dem entgegen gesetzten Ufer stand Godemar de Feye mit einer Abtheilung französischer Truppen. Vor sich und hinter sich Feinde, begannen schon die Engländer zu wanken, aber muthig stürzte sich der König zuerst selbst in den Fluß, und sogleich folgte ihm das Heer. Die Feinde wurden zerstreut, und noch war der Nachtrab der Engländer im Übergang über den Strom begriffen, als König Philipp mit seinen Truppen an dem eben verlassenen Ufer ankam. Die wachsende Fluth hinderte ihn, sogleich dem Feinde zu folgen, und er mußte über die Brücke bey Abbeville gehen, ein großer Umweg, wodurch viel Zeit verloren wurde.

Es war natürlich, daß Philipp, an der Spitze eines Heeres von beynähe 100,000 Mann, vor Begierde brennen mußte, Rache an dem Feinde zu nehmen, zumahl da, wenn dießmahl der schwache Feind entkam, das Ansehen der französischen Macht den gefährlichsten Stoß bekommen mußte. Eduard konnte sich

recht gut in die Lage seines Gegners versetzen, und da er nur einen so geringen Vorsprung hatte, mußte er erwarten, nächstens eingeholt und vielleicht an dem ungünstigsten Orte ergriffen zu werden. Er faßte daher den klugen und muthigen Entschluß, sich selbst ein Terrain zu wählen und den Feind, zum Kampfe bereit, zu erwarten. Die Gegend unweit des Dorfes Cressy, in der Picardie, schien ihm dazu die bequemste. Er machte seine Disposition in der richtigen Voraussetzung, daß die Begierde nach Rache, so wie das Streben, ihm den Rückzug abzuschneiden, den Feind, bey dem Vertrauen auf seine ungeheure Zahl, zu einer unbedachten Unternehmung verleiten möchte, wovon er auf der Stelle zu seinem Vortheile Gebrauch machen könnte. Er führte daher seine Armee an einen kleinen Abhang, und theilte sie in drey Linien. Die erste wurde von dem Prinzen von Wales, und unter ihm, von den Earls von Warwick und Oxford, von Harcourt, und von den Lords Chandos, Holland und andern Großen befehligt. Die Earls von Arundel und Northampton, nebst den Lords Willoughby, Basset, Moos, Sir Lewis Lufston befanden sich an der Spitze der zweyten; die dritte befehligte Eduard selbst, um mit derselben entweder den beyden ersten zu Hülfe zu kommen, oder im Fall eines Unglücks den Rückzug zu decken, oder seine Vortheile gegen den Feind zu verfolgen, wenn der Sieg ihm zufallen sollte. Zugleich hatte er die Vorsicht gebraucht, auf den Flanken Verhaue machen zu lassen, um nicht durch die zahlreichen zugleich von hier aus angegriffen werden zu können; seine Bagage stellte er hinter das Heer in einen Wald, und deckte auch diese durch Verhaue.

Die Geschicklichkeit und Ordnung dieser Disposition, verbunden mit der Ruhe und Stille, womit sie gemacht wurde, trug außerordentlich viel dazu bey, die Gemüther der Soldaten mit Muth und Vertrauen zu erfüllen; doch um sie noch mehr mit seiner eigenen Unererschrockenheit und Streitbegierde zu beseelen, ritt er selbst durch die Reihen und zeigte ihnen eine solche Heiterkeit und freundliche Theilnahme, daß jeder mit der frohesten Zuversicht sich der Leitung eines solchen Führers

überließ. Mit der überzeugendsten Beredsamkeit stellte er ihnen zugleich die Nothwendigkeit vor, alle Rettung bloß von ihrer Tapferkeit zu erwarten, und schloß mit den Worten:

„Ich verlange nichts von euch, meine Waffenbrüder! als daß ihr mein eigenes Beyspiel und das meines Sohnes nachahmt. Unser Aller Ehre, Leben und Freyheit befinden sich jetzt in gleicher Gefahr, und nur feste Vereinigung unserer Kräfte, nur wenn wir Einer für Alle und Alle für Einen stehen, können wir die sichere Hoffnung haben, den Sieg selbst über den mächtigsten, zahlreichsten Feind zu erringen.“

Einige Geschichtschreiber erzählen, Eduard habe außer den Hülfsmitteln, die er in seinem eigenen Geiste fand, sich auch noch der damahls neuen Erfindung des Schießpulvers gegen den Feind bedient, und einige Stücke Artillerie vor seine Flanke gestellt; der erste Gebrauch von Bedeutung, den man von dieser wichtigen Entdeckung in Europa machte.

Philipp, der den Gebrauch der Artillerie so gut als Eduard kannte, hatte in seiner Eile und voll Begierde, dem Feinde den Vorsprung abzugewinnen, wahrscheinlich seine Kanonen zurück gelassen, weil er sie als eine unnütze Last betrachtete. Alle seine übrigen Bewegungen verriethen dieselbe Übereilung und Unvorsichtigkeit. Getrieben von Rache, dem gefährlichsten Rathgeber unter allen, und auf die Überlegenheit seines Heeres vertrauend, glaubte Philipp schon alles gewonnen zu haben, wenn er den Feind nur zu einem Gefechte bewegen könnte. In Verwirrung, und ohne sich die nöthige Zeit zu lassen, sein ungeheures Heer in Ordnung zu bringen, brach er in Eile von Abbeville auf; allein kaum hatte er einige Meilen zurück gelegt, so meldeten ihm einige Officiere, die er voraus geschickt hatte, um den Feind zu recognosciren, daß die Engländer ihn in Schlachtordnung erwarteten. Sie riethen daher dem König, den Angriff wenigstens bis auf den folgenden Tag zu verschieben, wo die Armee von dem beschwerlichen und eiligen Marsche sich erhohlet haben, und in einer bessern Verfassung seyn würde. Philipp stimmte ihrem Rathe bey, allein die Kampfbegierde

des französischen Adels machte es ihm unmöglich, demselben Folge zu leisten. Eine Division des Heeres drängte die andere, die Befehle, Halt zu machen, wurden ihnen nicht zur rechten Zeit überbracht, der ganze ungeheure Körper wurde durch keine hinreichende Mannszucht in Ordnung gehalten, und so erschien das französische Heer, in drey Colonnen schlecht vertheilt und schon ermüdet, im Angesichte des entschlossenen Feindes. Die erste Colonne, bestehend aus 15,000 Mann Genueser Bogenschützen, wurde von Antonio Doria und Carl Grimaldi befehligt; die zweyte führte des Königs Bruder, Graf d'Alençon, und der König selbst befand sich an der Spitze der dritten. Außer dem französischen Monarchen befanden sich nicht weniger als drey gekrönte Häupter bey dem Heere der Franzosen, Johann, König von Böhmen, der römische König nebst seinem Sohne, und der König von Majorca, nebst dem ganzen Adel und allen großen Vasallen der Krone Frankreichs. Allein mehr als alle Vortheile des äußern Schimmers und der großen Überlegenheit der Truppenzahl war die Klugheit und der Muth eines einzigen Mannes werth.

Fest und unbeweglich in einander verschränkt, erwarteten die Engländer den Angriff, den die Genueser zuerst begannen. Kurz vor dem Treffen war ein heftiger Gewitterregen gefallen, der die Sehnen an den Bogen der Genueser erschlafft hatte, weil sie unbedeckt gewesen waren. Ihre Pfeile fielen daher vor dem Feinde nieder, und nur wenige thaten ihm Schaden. Jetzt zogen aber die englischen Bogenschützen ihre Waffen aus den Verdeckungen hervor, und ein Regen von Pfeilen stürzte auf die in einander gedrängte, verwirrte Menge, und brachte sie sogleich in völlige Unordnung. Die Genueser wandten sich, und stürzten sich auf die schwere Cavallerie des Grafen von Alençon, der, aufgebracht über ihre Feigheit, den Truppen befahl, sie zusammen zu hauen; die englische Artillerie feuerte unter sie, die Bogenschützen sandten einen Pfeilregen nach dem andern auf sie ab, und bald erblickte man unter der ganzen großen Masse nichts als Verzweiflung und Verwirrung. Der junge Prinz von Wales hatte so viel Geistesgegenwart, diese Unordnung in der

französischen Armee zu benutzen, und seine frischen Truppen zum Kampf zu führen. Die französische Reiterey stellte indessen doch die Ordnung unter sich einiger Maßen wieder her, und leistete, durch das Beyspiel ihres Anführers aufgemuntert, einen lebhaften Widerstand. Ja, nachdem sie sich von den flüchtigen Genuesern wieder gesondert hatte, drang sie selbst auf den Feind ein, und drohte diesen durch ihre überlegene Anzahl zu überflügeln oder niederzuwerfen. Jetzt aber erschienen die Earls von Arundel und Northampton mit ihrem zweyten Treffen, um den Prinzen zu unterstützen, der, glühend von dem Bestreben, seine erste Waffenprobe mit Ruhm zu bestehen, ein Beyspiel ungemeiner Tapferkeit gab, dem alle seine Gefährten folgten. Nun wurde das Gefecht hitzig und zweifelhaft, so, daß Carl von Warwick, durch die so beträchtlich größere Zahl der Feinde, wegen des Ausganges besorgt, sogleich einen Boten an den König abschickte, und ihn um Hülfs- truppen für den Prinzen bitten ließ. Eduard hatte, um das Treffen leicht zu übersehen, seinen Posten auf einem Hügel genommen. Als der Bothe zu ihm heran kam, war es seine erste Frage, ob der Prinz geschlagen oder verwundet sey? Da er zur Antwort erhielt, daß dieß noch nicht der Fall sey, so sagte er zu dem Boten: „Kehre sogleich zu meinem Sohne zurück, und sage ihm, daß ich die Ehre dieses Tages ihm allein aufbehalten habe, und daß ich überzeugt sey, er werde sich selbst der Ehre der Ritterschaft, die ich ihm erst kürzlich ertheilt habe, würdig zeigen, auch gewiß ohne meinen Beystand den Feind zurück zu werfen vermögen.“

Als diese Rede des Königs dem Prinzen und seinen Gefährten hinterbracht wurde, fühlten sie sich mit neuem Muth e entflammt; mit verdoppelter Kraft drangen sie noch einmahl auf die Franzosen ein, und da bey diesem Angriffe der Graf d'Alençon getödtet wurde, gerieth die ganze Cavallerie in Verwirrung, die wässche Infanterie der Engländer drang in die zerrissenen Glieder ein, und es entstand ein fürchterliches Blutbad.

Umsonst drang jetzt König Philipp mit dem letzten Treffen

hervor, um die Colonne seines Bruders zu unterstützen; er fand sie schon völlig geschlagen, und das Beispiel der Flucht derselben vermehrte die Verwirrung, welche schon vorher unter seinen Truppen eingerissen war. Ihm selbst war schon ein Pferd unterm Leibe getödtet worden; er bestieg ein neues, und schien, obgleich fast von allen den Seinigen verlassen, den Kampf noch fortsetzen zu wollen; da ergriff Johann von Hainault die Zügel seines Pferdes, und führte ihn mit Gewalt von dem Schlachtfelde hinweg. Die ganze französische Armee ergriff nun die Flucht, die Engländer verfolgten die Fliehenden, und alles, was ihr Schwert erreichen konnte, war dem Tode geweiht. Nur die Dunkelheit der Nacht machte dem Verfolgen ein Ende. Als Eduard auf das Schlachtfeld zurück gekehrt war, slog er in die Arme des Prinzen von Wales und rief: „Mein tapferer Sohn! verharre bey deinem ehrenvollen Bestreben! Du bist mein Sohn, und heute hast du dich deiner künftigen Bestimmung würdig bewiesen!“

Diese merkwürdige Schlacht, wo Muth, Eintracht und Klugheit einem kleinen Heere den Sieg über ein drey-mahl größeres erwarben, und die nun in der Geschichte unter dem Nahmen der Schlacht von Cressy bekannt ist, fing um drey Uhr Nachmittags an und dauerte bis zum Einbruche der Nacht. Auf französischer Seite blieben am Tage des Treffens und an dem folgenden, wo noch viele zerstreute Haufen den Feinden in die Hände fielen, über 1200 Ritter, 14,000 Edelleute, 4000 Gensd'armes und 30,000 gemeine Soldaten; auch verließen viele von dem vornehmsten Adel, die Herzoge von Lothringen und Bourbon, die Grafen von Flandern, Blois, Vandemont, Aumale und Andere, das Schlachtfeld nicht wieder. Auch die Könige von Böhmen und Majorca wurden erschlagen. Merkwürdig war das Schicksal des Erstern. Er war nämlich blind; allein entschlossen, sein Leben nicht zu schonen, und den übrigen ein Beispiel des Muthes zu geben, befahl er zwey Edelleuten seines Gefolges, auf jeder Seite des Pferdes die Zügel desselben zu fassen, und ihn in der Schlacht zu

führen; und so fand man ihn nachher unter den Erschlagenen zwischen seinen beyden Begleitern, die Pferde noch zusammen neben den todtten Körpern stehend. Sein Helmbusch bestand aus drey Straußfedern, und seine Devise waren die Worte gewesen: Ich diene! welche nachher der Prinz von Wales zum Andenken dieses großen Sieges zu der seinigen machte.

Nicht weniger merkwürdig als der große Verlust der Franzosen ist der so außerordentlich geringe der Engländer, denn diese verloren nicht mehr als einen Esquire und drey Ritter, und wenige vom geringern Range. Die gute Schlachtordnung und die kluge Anführung Eduards, so wie der unordentliche, verwirrte Angriff der Franzosen, hatten das Ganze mehr zu einer Jagd als zu einer Schlacht gemacht, wie denn überhaupt die Gefechte jener Zeit selten förmliche Treffen genannt werden können.

Bruchstücke aus U. W. Schlegels Umrissen auf einer Wanderung durch die Schweiz.

1. Das Reisen zu Fuß.

Rousseau empfiehlt das Reisen zu Fuß mit großer Wärme und ohne Unterscheidung der Fälle. Man wird aber schwerlich seine Anpreisungen in den einförmigen Ebenen bewährt finden, wo man Alles so lange voraus sieht, wo keine Überraschung, keine Neuheit der Gegenstände das Gefühl der Ermüdung zerstreut, und der Verdruß, nur so langsam aus der Stelle zu kommen, die Oberhand gewinnt. Der Genuß des Wanderns bleibt den hohen Gebirgsgegenden vorbehalten. Die Beschwerden sind zwar anfänglich für den Weichlichen oder Ungewohnten nicht gering; der steinige Boden verletzt seine Füße, das Hinanklimmen erschöpft seinen Athem, ihm schwindelt auf dem schmalen Pfade über unermesslichen Abgründen. Allein bald wird man des Vergnügens empfänglich, etwas bloß mit eigenen Kräften errungen zu haben; man nimmt einen ganz andern Maßstab der Entfernungen und Schwierigkeiten an, als

für die gewohnten Spaziergänge; man unterzieht sich gleich muthig Tage lang dem Ungemach einer Witterung, welcher man in der sitzenden Lebensart der Städte auch nur auf eine Viertelstunde sich auszusetzen vermeidet. Über Alles geht das Gefühl der Einsamkeit und der Rückkehr in die unmittelbare Pflege der Natur. Wie die reine Bergluft stärke und belege, hat man oft gepriesen; überall ist ein erquickender Trunk bereitet in den unzähligen Quelladern, welche den Alpen entrieseln; wenn man anders die heilsamen Gewässer von den schädlichen, aus geschmolzenem Schnee zusammen gelaufenen, gehörig zu unterscheiden weiß; Kühlung weht um die Wasserfälle, aus den Schluchten und von den beschneyten Firnen herab; würzige Erdbeeren reifen am Wege, und in den Sennhütten findet man Überfluß an süßem Rahm.

2. Urseren.

Dies ist, glaube ich, eines der seltsamsten Bergthäler in der Welt. Es erstreckt sich ohne irgend eine Krümmung von Westen nach Osten, rings umher völlig abgeschlossen: durch die Furca, den Sanct Gotthard und den Crispalt von Wallis, Italien und Bündten; gegen Uri tritt der Teufelsberg vor, so daß man kaum sieht, wie unter ihm hindurch im nördlichen Winkel die Reuß ihren Weg findet. Sähe man sich plötzlich hierher versetzt, ohne die Lage des Thals an dem langen Steigen von unten hinauf, oder über die Gebirgspässe hinab, ermessen zu haben, so hielte man es wohl für einen ebenen Wiesengrund, von mäßigen Hügeln umschränkt. Der Abhang der mittlern Fläche ist unmerklich; man geht auf weichem Rasen hin, längs dem schon ziemlich breiten Bette des hier beruhigten Flusses, der unterhalb in Schöbenen wieder so gewaltig tobt. Rechts und links deckt der Wiesenteppich die einsassenden Bergwände bis an die nackten oder beschneyten Spitzen hinauf, welche, um den Irrthum zu vollenden, ein nebliger Schleier oftmahls verbirgt. Keine losgerissene Felsenkrümmer, keine Anschwemmungen der Waldwasser, seitwärts

herein stürzenden Bäche oder tiefgehöhlten Schluchten verrathen die wilde Bergesart. Bald fällt es jedoch auf, daß nirgends ein Frucht- oder anderer Baum aus dem einförmigen Grün sich erhebt. Wenn man nun auch die Höhen unbewaldet sieht, bis auf ein mäßiges Lannengehölz ganz in der Ecke ob Andermatt, und wie nur zwey zwerghafte Stauden hier und da am Ufer des Flusses wachsen, so erinnert man sich, daß die umgebenden Gebirge sämmtlich in die Lustregion empor steigen, wo das Pflanzenreich erstirbt, und daß der scheinbar milde Grund selbst weit über den höchsten Bergen anderer Länder liegt. Der Ueberlieferung nach hatte Urseren vor Alters Waldung, die auch vielleicht wieder gedeihen möchte (wiewohl Wälder meist leichter auszureuten als anzupflanzen sind); allein der Landmann erträgt lieber den Mangel, um nicht etwa den einzigen Ertrag seines Bodens, die Weide, zu schmälern. Wenn man von der Furca herunter steigt, übersteht man das Thal seiner ganzen Länge nach, seine drey Dörfer: Realp, Hospital und Andermatt, hinter einander; dazwischen viele zerstreute Häuser, des Holzmangels wegen aus Steinen erbaut, das heißt, aus roh zusammen gelegten Granitstücken, die Dächer sogar mit eben solchen gedeckt. Diese steinernen Hütten ermangeln aller Umfassung; nicht einmahl ein Zaun oder ein Krautgärtchen umgibt sie. Solche Nacktheit verbreitet über das Thal etwas Unmahlerisches, ja, ich möchte sagen, Unlandschaftliches. Alles steht einzeln und unverschmolzen da.

Die donischen Kosaken. Bruchstück aus der Reise des Grafen Johann Potozky nach Astrachan und in die umliegenden Gegenden*).

Nowo Chorneskoja, eine Festung, ist die letzte russische Stadt und die Pforte in das Land der donischen Kosaken.

Bey der Überfahrt über einige Flüsse kam ich durch zwey Kosaken-Dörfer. Es war Sonntag; die Einwohner spazierten

*) S. Klio's Blumenkörbchen. 1. Bd. von Kogebue.

sämmtlich außer den Dörfern herum, die Männer gut gekleidet, singend und schon ein wenig benebelt, die Weiber sehr gepuht. Ihre Tracht ist ganz morgenländisch; ihr größter Staat sind die Hemdärmel, bey Wohlhabenden von Seide, bey Armeren von Leinwand, mit großen rothen Blumen bemahlt. Auf dem Turban erheben sich zwey Hörner von seltsamen Geschmacke. Ich übernachtete hier, und ziemlich ruhig, denn um die lästigen Mücken zu vertreiben, brachten die Kosaken einen großen Kessel voll glühender Kohlen herein, warfen ein Kraut darauf, das einen dichten Rauch und gewürzhaften Geruch verbreitete, ließen es eine Zeitlang brennen, verstopften dann alle Löcher, die sie Fenster nannten, und befreysten mich so, wenigstens für einen Augenblick, von den beschwerlichen Gästen. Solche Räucherungen veranstalten die Kosaken an jedem Abend, auch im Freyen, und selbst ihre Pferde, mit der Wirkung wohl bekannt, stellen sich im Kreise um das Feuer, als ob sie sich wärmen wollten. — Ich darf das Schauspiel eines Wettkampfes nicht vergessen, welchen junge Kosaken vor mir aufführten. Die kunstreichste Wendung dieses Spieles besteht darin, daß man den Gegner am Gürtel faßt, sich dann mit aller Kraft zurück auf den Boden wirft, und jenen dadurch über den Kopf weg schleudert, daß man meinen sollte, er bräche Arm und Beine. Aber ein Kosak ist nicht so zart. Ich sah sie mir nichts dir nichts wieder aufstehen, als ob sie bloß einen so genannten Wurzelbaum gemacht hätten.

Bruchstücke aus Haafners Fußreise durch die Insel Ceylon.

Der Tag brach an, und der ganze Wald war mit Leben und Freude erfüllt; auf allen Bäumen wimmelte es von Affen, Papageyen, Pfauen und unzähligen andern Vögeln von ausgezeichneter Schönheit. Tausende von bunten Schmetterlingen schwärmten zwischen den duftenden Gesträuchen umher, während ganze Heerden von Hasen, Hirschkuhen und wilden Schwe-

nen sich in den Gebüſchen hören ließen. Welche ſüßige Fülle von Leben! Welche wunderbare Vermischung von Tönen aller Art! Dabey der liebliche Duft der aromatiſchen Pflanzen und der blühenden Bäume, der uns bey jedem Schritte entgegen ſchwamm! Und welche Kühle und Friſchheit unter dem dichten grünen Obdache, nur ſchwach vom gaukelnden Strahl der Morgenſonne beglänzt!

2.

Wir kamen erſt Abends bey unſerem Lagerplatze an. Ich mußte dieſe Nacht die erſte Wache halten, und mochte vor Müdigkeit ein wenig eingeklimmert ſeyn; plötzlich wurde ich durch ein lautes Geſchrey aufgeweckt. Pillie! Aho! Pillie! Aho! (Ein Sieger, Herr! Ein Sieger, Herr!) riefen die Kulies mit Entſetzen, und zeigten auf ein Paar glänzende Punkte, die man mitten durch die Finſterniß, wie zwey kleine Lichter, ſchimmern ſah. Es waren dieß die Augen des Siegers, der auf ſeine Beute zu lauern ſchien. Ich nahm meine Flinte und weckte Freund Templyn auf, der ein ſehr guter Schütze war. Wir beſchloſſen, gerade auf die Mitte zwiſchen den beyden Punkten zu zielen, drückten zu gleicher Zeit ab, und vernahmen bald darauf ein Stöhnen und Röcheln, das uns über den Tod des Thieres keinen Zweifel übrig ließ. Wirklich fanden wir den Sieger auch am andern Morgen erſchoſſen, und nahmen als Siegeszeichen ſeine Haut mit uns.

Von der Perlenfiſcherey.

Im dunkeln Schooße der Erde und des Meeres bildet die Natur den Diamant und die Perle. Von den Strahlen des erſten der Edelſteine geblendet, weiſt das Auge mit Wohlgefallen auf dem ſanftern Schimmer der Perle, die gleich der Unſchuld eigenthümliche Reize hat, welche von keiner Schönheit verdunkelt werden. Die mildere Weiße der Perle und ihr beſcheidener Glanz, der ſich nur dem näheren Auge zeigt, macht ſie zum paſſenden Bilde der Unſchuld und Reinheit des Herzens, und „die Perle der Mädchen“ iſt wenigſtens im

Deutschen ein schöneres Lob, als: „sie glänzt gleich dem Diamant unter ihren Gespielinnen.“ Es scheint in der That, daß man der Perle von jeher gewisse innere Vollkommenheiten beygelegt hat, wenn man dem Diamanten nur äußere Schönheit einräumte. Die Perle verdankt ihre Schönheit allein der Natur; gleich der Venus tritt sie, ohne fremden Schmuck, aus dem reinen Krystall des Meeres hervor, und verliert sogar von ihrer natürlichen Schönheit durch das, was die Kunst mit ihr vornimmt, um sie auf eine Schnur zu reihen; der Diamant hingegen erhält sein Feuer und seinen Glanz nur durch die Kunst des Schleifers. Da diese Kunst den Alten nicht bekannt war, so war es natürlich, daß sie die Perle dem Diamant vorzogen. Plinius sagt in seiner Naturgeschichte: „Das Höchste aller Dinge an Werth ist die Perle;“ und selbst den wildesten Völkern dient sie zu ihrem vorzüglichsten Schmuck. In der That läßt sich schwerlich für die Toilette eine glücklichere Wahl treffen, oder eine glücklichere Erfindung machen; durch nichts wird die Schönheit der Haut so sehr erhoben, als durch die Perle; da hingegen Edelsteine dem Teint mehr nachtheilig sind.

Wie sehr die Perlen zu Mosıs und Salomons Zeiten (vor 3300 und 2800 Jahren) geschätzt wurden, davon finden wir viele Beweise in dem ältesten der Bücher. „Die Weisheit ist höher zu achten, sie ist edler als Perlen.“ — „Ein tugendsames Weib ist edler, als die köstlichsten Perlen,“ heißt es im Hiob und in den Sprüchen Salomons. Im neuen Testament wird sogar das Himmelreich mit der Perle verglichen, und in der Offenbarung Johannis sind die Mauern des himmlischen Jerusalems nur von Edelsteinen, die Thore aber von Perlen.

Unter den Inschriften, die Chardia auf den Mauern der Gebäude von Ispahan fand, ist eine, zum Lobe der Demuth, nicht bloß wegen ihrer poetischen Schönheit, sondern auch deswegen merkwürdig, weil sie uns zeigt, wie die Perle im Orient angesehen wird. „Ein Regentropfen fiel in das Meer. Verloren in der Betrachtung der Unermeßlichkeit des Weltmeers,

fühlte er lebhaft sein Nichts; aber eine Muschel öffnete ihre Schale, nahm ihn in ihren Schooß auf, und pfl egte ihn. Der Himmel gab seinen Segen dazu, und aus dem Regentropfen ward die berühmte Perle, die jetzt die Krone des Königs ziert." — Nach der Physik des Orients, womit auch Plinius übereinstimmt, wäre also die Perle verkalktes Wasser, wie nach der neuesten europäischen Physik der Diamant versteinertes Licht ist. Es ist sonderbar, daß die Perle ihren Nahmen in allen europäischen Sprachen von den alten Deutschen erhalten hat. Selbst der griechische und lateinische Nahme *Margarite* ist nach Plinius Zeugnisse barbarischen Ursprungs, und kommt von dem angelsächsischen *Meregrot*, *Meergries* oder *Meersteinchen*, her; und *Perle* oder *Berle* ist nichts anders, als das deutsche: kleine Beere, von ihrer runden Form.

Die Natur und der Ursprung der Perlen ist jetzt vollkommen bekannt. Die Materie, woraus sie bestehen, ist ganz einerley mit der, woraus die Schale der Muscheln selbst besteht, nämlich eine Kalkerde, mit etwas wenigem thierischen Leim oder Schleim; die Perlen lösen sich daher in Säuren auf, wogegen sie aber, so lange sie nicht beschädigt oder zerbrochen sind, durch den opalfarbigem Schmelz, mit dem sie überzogen sind, geschützt werden. Alle zweyschaligen Muscheln, deren Inneres perlenmutterartig ist, erzeugen Perlen auf eben die Art, wie sie die Schale erzeugen, vorzüglich aber die so genannte *Perlenmuschel*, deren Schale sehr flach, kreisrund, voll Furchen, auswendig grau ist, und inwendig Perlenfarbe und Glanz hat. Man findet sie von der Größe von sechs Zoll im Durchmesser, und ein bis zwey Zoll Dicke. Die Thiere, die diese Muscheln bewohnen, enthalten einen Saft, der sich außer dem thierischen Körper versteinert oder verkalkt, und den sie vermittelst ihrer Drüsen absondern, um daraus ihr Haus zu bauen, welches die Natur zu ihrer Sicherheit bestimmte; so wie die Raupe aus ihrem Saft ihr Grab spinnt, welches sie für die Auferstehung aufbewahrt. Aus diesem versteinerten Saft bildet sich die Schale durch unzählige, äußerst

dünne, parallele Lagen, und die Perle durch eben solche Lagen, die aber nicht parallel sind, sondern sich in concentrischen Kreisen um einen Mittelpunct herum legen. Dieser runde, kalkartige Auswuchs findet sich zuweilen im Thiere selbst, zuweilen getrennt von ihm an der innern Schale.

Die Veranlassung dieses unnatürlichen Auswuchses ist wahrscheinlich, wie bey'm Bezoar und andern thierischen Steinen, irgend ein fremder Körper (z. B. ein Sandkorn), den das Thier mit seiner Nahrung zu sich genommen hat, und den es nun, um ihm seine Raubigkeit, die ihm wehe thut, zu benehmen, mit jenem schleimigen Saft überzieht. Sobald dieser Saft verhärtet ist, wirkt er vom neuen auf das Thier, als ein fremder Körper, und gibt ihm das Bedürfnis, ihn immerfort von neuem zu überziehen. So wächst die Perle unaufhörlich, und besteht, gleich einer Zwiebel, aus unzähligen concentrischen Lagen, die abwechselnd bald vom schönsten Wasser, bald unrein sind. Diese Erklärung wird dadurch außer Zweifel gesetzt, daß man wirklich oft, wenn man die Perlen aufschneidet, in ihrer Mitte den fremden Körper findet, der zum Kern gebient hat.

Eine andere Veranlassung der Perlen ist folgende: So wie Alles in der Natur auf Kosten seiner Nebengeschöpfe zehrt, so gibt es auch im Grunde des Meeres oder in den Ritzen der Felsen Würmer, welche die Muschelschalen durchbohren, um sich vom Fleisch des Thieres zu nähren. Die Muschel verwahrt sich von ihrer Seite gegen diesen Angriff, indem sie jedes Loch durch eine Perle vermauert, die sie aus dem steinartigen Saft bildet, mit welchem die Natur sie zu ihrer Erhaltung begabt hat. Der berühmte Linée gerieth durch diesen Umstand auf eine Erfindung, die schon lange vorher gemacht war, und aus der die schwedische Regierung lange ein Geheimniß machte: nämlich durch Anbohrung der Muscheln die Perlen zu vervielfältigen. Es ist gewis, daß dem Thiere jedes Loch eine Perle kostet; da aber die Perlen an der Schale fest sitzen, so sind sie nicht rund, und haben daher im Handel keinen hinlänglichen

Werth, um die darauf verwendete Mühe zu belohnen. — Oft findet man auch schöne runde Perlen lose in der Schale liegen; diese sind wahrscheinlich solche, die sich im Thiere selbst bilden, und von demselben, als sie durch ihre Größe beschwerlich wurden, wie Excremente ausgeworfen wurden. Was man Perlenmutter nennt, ist die innere Schale der Muschel, welche die Farbe und den Glanz der Perlen hat.

Die Schönheit der Perlen besteht in der Größe, der vollkommen runden Form, der feinen Politur, der silberweißen Farbe, und einem Glanz, der ihnen das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt. Solche vollkommene Perlen erzeugen sich nur im Thiere selbst; und gegen eine solche finden sich vielleicht tausend, die gleich Warzen an der inneren Schale hängen, und wegen ihrer unregelmäßigen Form keinen Werth haben; diese letztern wachsen zuweilen in solcher Menge und Größe an, daß das Thier seine Schalen nicht mehr schließen kann, und daher ein Opfer seines eigenen Kunstfleißes wird. Die Farbe der Perlen hängt nothwendig von dem Saft ab, aus dem sie gebildet sind; daher sie nach der Natur der verschiedenen Muscheln, vielleicht auch nach ihrem gesunden oder kranken Zustande, silberweiß, bräunlich, grünlich, gelb, roth, rauchfärbig und sogar schwarz sind; die letztern, obgleich weniger schön, werden ihrer Seltenheit wegen, gleich Negern, theuer bezahlt. Die schwärzlichen ohne Glanz werden nicht geschätzt; doch findet man oft unter der ersten schwarzen Schale eine Perle vom schönsten Wasser. Die Einwohner von Indostan schätzten die goldgelben am meisten.

Die großen und schönen Perlen heißen *Zahlperlen* (die Römer nannten sie *unio*); sie werden einzeln gewogen, und nach dem doppelten oder Quadratroverhältniß des Gewichtes bezahlt, so daß eine Perle von zwey oder drey Loth vier- oder neunmahl mehr kostet, als von einem Loth. Die kleinen oder *Lothperlen* (*semence de perle*) werden in großer Menge Loth- oder pfundweise verkauft. Die größte in der Geschichte bekannte Perle ward von Kleopatra, bey einem Gastmahl,

welches sie dem Triumvir Antonius gab, in Essig aufgelöst, und auf dessen Gesundheit getrunken; Plinius schätzt sie auf eine Summe, die fast eine halbe Million Ducaten ausmacht. La Peregrina ist der Name einer Perle, die ein Neger bey Panama gefunden hatte, und die Philipp II. von Spanien überreicht ward; sie war oval, von der Größe eines Taubeneyes, und ward zu 80,000 Ducaten geschätzt. Tavernier sah 1633 eine Perle, die der König von Persien für 200,000 Ducaten gekauft hatte. Der Papst Leo X. hatte dieselbe Summe für eine Perle bezahlt.

Zu einer Zeit, wo man aus den geringsten Stoffen Gold machen wollte, und in jedem Körper die Quelle ewiger Jugend oder Verlängerung des Lebens suchte, war es natürlich, daß man auch den Perlen große Heilkraft beylegte, und daß die Apotheken mit Perlen-Essenzen, Perlen-Arcanis, Perlen-Tincturen u. angefüllt wurden. In einem alten medicinischen Buche findet sich folgende Stelle: „Der Perlen-Liquor stärkt das Haupt, Gehirn, Magen, Herz, Leber, und andere vornehme Glieder; bewahrt den Menschen vor Schlag, fallender Sucht, Schwindsucht, Ausfluß u. dergl. bringt Lust zum Essen, benimmt Nebel und Dunkelheit der Augen, widersteht der Fäule und dem Gifte und ist das beste Mittel in faulen Fiebern und hitzigen Krankheiten.“ Jetzt weiß man, daß die Perle keine andere medicinische Kraft besitzt, als die sie mit der Kreide gemein hat, und man ist ökonomisch genug, die letztere in den Apotheken als Perlen-Surrogat zu verkaufen. Selbst zu der weißen Schminke, die sonst aus Perlenmutter verfertiget ward, werden jetzt Kreiden und andere Erden gebraucht.

Die Perlen, die in den Aустern an der schottischen Küste gefunden werden, sind von unregelmäßiger Form; daher man solche nicht runde, und selbst die unechten Perlen schottische nennt. Da es nämlich auch hier der Fall ist, daß Verdienst und Geld nicht immer beyammen sind, und manche Haut, die es wohl verdiente, durch Perlen verschönert zu werden, diesen

Schmuck entbehren muß, weil es an Geld fehlt, ihn zu kaufen: so dachte man darauf, diesem Elend abzuhelpen, und den Perlenschmuck zu vervielfältigen, indem man durch Nachhelfung oder Nachahmung der Natur künstliche Perlen hervorbrachte. Diese kann man in echte und unechte theilen, nämlich solche, die von den Muscheln selbst, wiewohl mit menschlicher Hülfe, erzogen werden, und solche, die ohne Zuthun der Muscheln aus fremden Körpern zusammen gesetzt werden. Zur erstern Art gehört die oben erwähnte Methode Linne's, die schon vor 1800. Jahren im rothen Meere bekannt war, und eine andere, die noch jetzt in China allgemein angewandt wird. Im Anfang des Sommers, wenn die Muscheln sich an die Oberfläche des Meeres begeben, und sich öffnen, werfen die Chinesen eine Schnur von einigen, aus Perlenmutter verfertigten Kügelchen in die Schalen hinein; nach einem Jahre findet man diese Kugeln sehr vergrößert, mit einer wahren Perlenhaut oder einem Schmelz überzogen, so, daß sie den wahren Perlen vollkommen ähnlich sind.

Die vollkommenste Methode, unechte Perlen zu verfertigen, ist von Jacquin in Paris gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erfunden, und besteht in Folgendem: Eine gemeine Art kleiner Weißfische, Able, Ablette (*Cyprinus alburnus*), wird im Wasser abgeschuppt, worauf sich ein feines, silberfarbiges Pulver vom schönsten Perlenglanz zu Boden setzt, die sogenannte Essence d'orient. Dann werden aus Röhren, die aus einem opalfarbigem Glase verfertigt sind, an der Lampe dünne, hohle Kugeln geblasen, in welche jenes Pulver, nachdem es mit aufgelöster Hausenblase vermengt ist, vermittelst einer feinen Glasröhre eingeblasen, und durch Hin- und Herschwenken gleichförmig vertheilt wird, bis es völlig getrocknet ist, und sich festgesetzt hat. Hierauf werden die Glaskugeln, um ihnen mehr Festigkeit zu geben, mit weißem Wachs angefüllt, der Kern durchbohrt, und dieser Canal mit einer papiernen Röhre ausgefüllt, damit die durchgezogene Schnur nicht anklebe.

Zu einem Pfunde dieses Pulvers, welches sich in flüchti-

gem Alkali lange aufbewahren läßt, werden 20,000 Fische verbraucht. Vor vierzig Jahren gab es unweit Chalons eine Fabrik, die täglich 10,000 solcher Perlen lieferte. — Eine schlechtere Art falscher Perlen ist diejenige, die aus Wachs oder Gummi verfertigt, und mit einem perlenfarbigen Leim überzogen wird, der in der Nässe oder Wärme bald abspringt.

Perlen findet man allerwärts, wo es zweyschalige Muscheln gibt, selbst in Landseen und Bächen, nur in sehr verschiedener Menge und Schönheit. Ehemahls war der Perlenfang in Schlesien und in Plesland und Ingermannland sehr berühmt. Da diese letztern aber mehreren Theils nach Rußland verführt wurden, und dieser Handel von der damaligen schwedischen Regierung verbothen ward, so ging auch die Kenntniß von den Gegenden und Bächen, wo die Perlen gefangen wurden, verloren. Die wichtigsten Perlenfischereyen sind in Amerika und Asien, erstere im mexikanischen, letztere im persischen Meerbusen, und in der Meerenge, welche die Insel Ceylon von Indostan trennt. Die persischen Perlen von Ormus sind vielleicht die schönsten, aber die ceylonischen sind größer, und die Perlenfischerey in Ceylon bey dem Dorfe Mannar ist die beträchtlichste in der ganzen Welt; eine authentische Beschreibung derselben wird daher nicht ohne Interesse seyn.

Die Perlenfischerey ist auf der Insel Ceylon ein Eigenthum der Regierung, welche einem General-Pächter das Monopol derselben auf ein Jahr verkauft, wobey die Anzahl der Böte, die auf den Fang ausgehen dürfen, bestimmt wird. Jeder, der an dieser Lotterie Theil nehmen will, erkaufte von dem General-Pächter die Erlaubniß, mit einer bestimmten Anzahl Böte zu fischen. Die Fischerey fängt mit dem Ende Februars an, und dauert bis in den April, da die Winde diesem Gewerbe ein Ende machen. Von dieser Zeit geht ungefähr die Hälfte wegen der Stürme und Festtage verloren, so, daß gewöhnlich im ganzen Jahre nur dreyßig Tage gefischt wird. Auch darf man auf derselben Bank nicht länger als drey Jahre nach einander fischen; alsdann muß man sie einige Jahre ruhen lassen,

bis die Muscheln wieder zu ihrer gehörigen Größe heran gewachsen sind. Um zehn Uhr Abends, nachdem durch eine Kanone das Signal gegeben ist, segeln die Böte von der Küste ab, und erreichen gegen Morgen die Muschelbank. Mit Sonnenaufgang fängt die Fischerey an, und wird bis Mittag, da sich der Wind aus der See erhebt, auf folgende Art verrichtet: Jedes Boot führt 21 Menschen, nämlich: 10 Taucher, 10 Ruderer, einen Steuermann. Am Boote sind zwey Stricke befestigt, wovon einer das Netz, der andere mittelst eines haarenen Seiles einen etwa 30 Pfund schweren Stein hält. Der Taucher faßt das Netz, und das Seil, woran der Stein befestiget ist (um desto schneller zu sinken), mit den Fehen seiner beyden Füße, ergreift mit einer Hand beyde Stricke, hält mit der andern die Nasenlöcher zu, und stürzt sich so in das Wasser. Sobald er den Boden erreicht, läßt er die Stricke los, hängt sich das Netz um den Hals, und füllt es mit so vielen Muscheln an, als in der Zeit möglich ist, die er, ohne Athem zu hohlen, unter dem Wasser zubringen kann, welches gewöhnlich zwey Minuten ist. Wenn der Athem ihm ausgeht, so ergreift er die Stricke wieder, zieht daran, um seinen Gefährten im Boote Nachricht zu geben, die ihn sogleich herauf ziehen.

Diese kurze Reise, und die dabey ausgestandene Angst greift ihn so an, daß er, sobald er das Boot erreicht, eine Menge Wasser, auch wohl Blut von sich gibt, und in einen todtähnlichen Schlaf fällt, während andere Taucher ihr Heil versuchen, deren immer fünf zugleich die Reise machen. Jeder Taucher bringt etwa 100 Muscheln mit, und kann die Reise täglich vierzig bis fünfzig Mal machen, so, daß jedes Boot täglich etwa 40,000 Muscheln einbringt. Die Tiefe, zu der sie herab steigen, ist fünf bis zehn Faden; und es gibt auf der malabarischen Küste Taucher, die es sieben Minuten unter dem Wasser aushalten können. Erzählungen von halben und ganzen Stunden gehören in das Reich der Märchen. Dem bekannten Vielschreiber, Athanasius Kircher, verdankt man die Erzählung von einem sicilianischen Taucher, Nicolas, mit dem Bepnahmen

der Fisch, der sich im fünfzehnten Jahrhundert in den Strudel der Charybdis herab stürzte, und glücklich zurück kam; als er aber, um die Neugier des Königs Friedrich und seine Habsucht zu befriedigen, es zum zweyten Mal wagte, zwischen den Polypen dieses Schlundes sein Leben verlor. Manchem unserer Leser wird der Taucher Nicolas, wiewohl nicht unter diesem Namen, und in einem günstigeren Licht, aus der schönen Schiller'schen Ballade: der Taucher, bekannt seyn.

Die größte Gefahr, der die Taucher ausgesetzt sind, rührt von dem Haiisch her. Dieß ist auch ihre einzige Furcht, die aber so groß ist, daß sie nur durch die Beschwörer überwunden wird, welche die Regierung zu diesem Zweck unterhält, und die während der Fischerey unaufhörlich Gebethe und Beschwörungsformeln murmeln. Es scheint, daß diese Zauberer ihre Kunst vollkommen verstehen, oder daß die Taucher sich mehr auf ihre Gewandtheit, als auf die Zauberkraft verlassen; denn es widerfährt selten ein Unglück.

Während dieser ganzen Zeit ist auf der Küste ein Gewühl und eine Thätigkeit, die eine der sonderbarsten Scenen gibt. Ein buntes Gemisch mehrerer Tausende von allen Nationen, Farben und Religionen, eine Menge Zelte und Hütten, vor denen Waaren und Lebensmittel zum Verkauf ausgekramt sind, die Gier, womit jeder Eigenthümer sein Boot empfängt, die vereitelten oder übertroffenen Erwartungen, die durch neue Weissagung der Bramanen wieder erweckten Hoffnungen, die Schlaupföpfe, die ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben, die Ventelschneider und die gegen sie genommenen Vorichtsmaßregeln, die Strafen, welche die Ertappten alle Augenblicke ohne die geringste Besserung erleiden, der Wechsel von Glück und Unglück, von Armuth und Reichtum, das Spiel der Leidenschaften auf allen Gesichtern, und die mannigfaltigen Beschäftigungen, welche die Perlen erfordern, alles dieß macht ein um so interessanteres Ganze, da der Schauplatz, auf dem die Scene gespielt wird, eine völlig wüste, und während der übrigen zehn Monate des Jahres unbewohnte Gegend ist. Kaufleute, Makler, Juwe-

liere, Marketender, Mönche, Fakire, Bettler und Diebe, treiben hier ihr Wesen; jeder zwar nach seiner Art, aber Allen denselben Zweck vor Augen. Einige assortiren die Perlen nach ihrer Größe, mittelst kupferner Platten, die Löcher von verschiedenem Kaliber haben; Andere wiegen sie, um sie auf der Stelle zu verkaufen; noch Andere bohren sie. Dieß Letztere geschieht nicht bey den birnförmigen Perlen, die mehrentheils als Ohrgehänge gefaßt werden, auch nicht bey den ganz kleinen, die zu Stickereyen gebraucht werden, sondern nur bey denjenigen, die wegen ihrer Größe und runden Form würdig sind, auf Schnüre gereiht zu werden, um zu Hals- oder Armbändern zu dienen. Während des Bohrens werden die Perlen auf einem Tisch in Löcher gedrückt, und zugleich beständig angefeuchtet; es gehört keine geringe Geschicklichkeit dazu, diese kleine Kugel genau durch ihre Mitte zu bohren. — Ehe die Muscheln geöffnet werden, müssen sie im Schatten bis zum Tode des Thieres liegen, welches etwa 24 Stunden erfordert.

Die Perlen werden entweder in den verschlossenen Muscheln, wie die Kaze im Sack, verkauft, oder der Eigenthümer öffnet die Muscheln selbst. An dem ersten Handel können sogar Bettler Theil nehmen, und dadurch plötzlich reich werden. Vor einigen Jahren kaufte ein armer Tagelöhner in Ceylon eine Muschel für etwa drey Kopfen *), und fand darin die größte Perle, die in diesem Jahre gefunden ward. Selbst die Gruben, in denen die Muscheln geöffnet und ihrer Perlen beraubt sind, werden nachher verkauft, weil sich, aller Sorgfalt unerachtet, doch manche Perle im Sande versteckt. Es gibt Muscheln, die an 200 Perlen enthalten; andere enthalten nur eine oder gar keine. Perlen von der Größe einer Pistolenkugel sind in Ceylon nichts Ungewöhnliches.

*) Kleine russische Kupfermünzen, deren hundert auf einen Rubel gehen. Ihren Nahmen haben sie von dem darauf befindlichen Bildniß des Ritters Sanct Georg mit dem Spieß (Kopje),

Bruchstücke aus der historischen und literarischen Botanik (botanique historique et littéraire) der Frau von Genlis *).

Die Rose.

Diese Blume, welche von den Alten die Zierde der Pflanzen genannt wurde, ist von solcher Schönheit, ihr Geruch so köstlich, daß man sie mit Recht zu einem allgemeinen Sinnbilde machte. Die Rose ist das Symbol der verschiedensten und einander entgegen gesetzter Empfindungen; mit ihr schmückt die Frömmigkeit ihre Tempel, Liebe und Freude bilden sie zu Kronen, der Schmerz entblättert sie auf Gräbern, die holde Scham wie die Keuschheit empfangen sie als den schönsten und ehrenvollsten Preis; sie ist die einzige im weiten Reich ihrer blühenden Schwestern, welche die erhabensten so wie die sanftesten Empfindungen der Seele versinnlicht — eine Blume, so kindlich frisch, daß nur die Jugend sie zum Schmucke wählen darf, während ein weniger beglücktes Alter, das mit jedem andern Blumenstrausse sich schmücken kann, diese Blumenkönigin ausschließen muß.

Die Rose, durch Mythologie und heidnischen Cultus profanirt, hatte früher die edlere Bestimmung, den Tempel des wahren Gottes zu schmücken. Der Hohenprieester war mit Rosen gekrönt. Die Kirche hat in ihren erhabensten Ceremonien den Gebrauch dieser Blume besonders erhalten, denn immer wird die Rose bey feyerlichen Processionen vor dem Hochwürdigen entblättert. In dem Leben der heiligen Dorothea liest man, daß ein Engel sie mit einem Rosenstrausse beschenkt habe, und nach dieser Sage wird diese Heilige von allen Künstlern mit einem solchen Strausse dargestellt.

Merkwürdig ist es, daß von allen diese Blume betreffenden Dichtungen, die allerbekannteste, diejenige nämlich, wel-

*) Die Idee des Ganzen ist neu, die Einkleidung und der Vortrag höchst gefällig und zart.

che in die Götterlehre aufgenommen, und von den Dichtern gleichsam geheiligt wurde, zugleich die traurigste und am wenigsten sinnreiche ist. Wenn die Alten sich nämlich allen Ausschweifungen einer bacchantischen Freude überließen, bedeckten sie sich mit Rosen, welches doch für sie ein Widerspruch war; denn die Götterlehre, welche fast alle Blumen mit Blut befleckt, ließ die lieblichste, die Königin, im Gefolge der traurigsten Begebenheiten, und zwar aus dem Blute des unglücklichen Adonis entstehen. Nach andern hat die Rose einer Verletzung der Venus ihr Daseyn zu verdanken, eine weit lieblichere, aber keineswegs geheiligte Dichtung.

Der Sybarit, den der Druck eines Rosenblättchens am Schlafe hinderte, hieß Smindrides.

Cleopatra wurde von dem sterbenden Antonius gebethen, Wohlgerüche über sein Grab zu verbreiten, und es mit Rosen zu bedecken.

Die Insel Rhodus verdankt der erstaunlichen Menge Rosen, die auf ihrem Boden entsprossen, ihren Namen.

In Persien pfropft man die Weinsflaschen, wenn sie auf die Tafel gebracht werden, mit einer Rose oder mit einer Nelke.

Nach alten Schriftstellern zeigt der Käfer einen solchen Widerwillen gegen Rosen, daß schon der bloße Geruch ihm tödtlich wird. So stellten auch die Alten einen entnerzten Wollüstling unter der Allegorie eines von Rosen umgebenen Käfers dar.

Sicher ist es, daß in der Rose sich ein treffendes Sinnbild der aus dem Mißbrauche, selbst der angenehmsten Dinge, entstehenden Gefahr darbietet, da man häufig Beispiele von schleunigen Todesfällen hat, welche durch den unvorsichtigen Schlaf in einem mit Rosen und andern Blumen angefüllten Zimmer entstanden. So wahr ist es, daß das Übermaß selbst die gefahrlosesten Dinge schädlich macht.

Die Hyacinthe.

Der Marquis von Gouffier ließ der königlichen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues im Jahre 1789 eine ganz

eigentlich verkehrte Hyacinthen-Zwiebel vorzeigen, eine solche nämlich, welche umgekehrt in die Mündung eines ziemlich langen, mit Wasser angefüllten, und mäßig breiten Glases eingesetzt war. Sie hatte in diesem Zustande Blätter, Stiel und Blumen getrieben, und war, obgleich im Wasser, auf das Beste erhalten. Das Untere der Zwiebel, jetzt in die Höhe gehrt, trieb keine Wurzeln; die Blätter waren ziemlich grün, aber das Blumenlaub, welches blau seyn sollte, war weiß und verschossen. Dieß erinnert an den Versuch Dühamel's, welcher Bäume verkehrt, die Zweige in die Erde und die Wurzeln in die Luft, pflanzen ließ. Gleichwohl erhielten sie sich in dieser sonderbaren Stellung. Die Zweige schlugen Wurzeln, und diese Blätter. Im Anfange freylich trieben sie nur sehr schwach, allein nach einigen Jahren waren die meisten dieser unregelmäßigen Pflanzungen von den regelmäßigen kaum zu unterscheiden.

Die Nelke.

Dem guten König René werden die ersten Bemühungen um die Cultur dieser zarten Blume zugeschrieben. Vorzugsweise wird die Nelkenzucht in Toulouse veredelt, wo man die allerschönsten antrifft.

Der große Condé zerstreute sich während seiner Gefangenschaft in der Bastille, mit der Pflege dieser reizenden Blume.